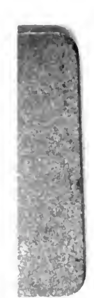
Erinnerungen an den Rhein in Geschichte und Sage

Adolf Lesimple




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget




St. Marien-Stiftung





Unter Gutheissung und Schutz des *bischöflichen Ordinariates* in Limburg.

Unter geschäftlicher Leitung des *Adolf Lesimple*'schen Verlages in Leipzig.

Der unter die bischöfliche Verwaltung für die Diözese Limburg gestellte Verlag der St. Marien-Stiftung (Bornhofen) ist zu dem Zwecke gegründet worden, um Sparkassenbücher zum Besten von Waisenkindern anzulegen. Solche, die sich durch musterhaftes Betragen und Fleiß ausgezeichnet haben, erhalten bei ihrer Großjährigkeit dieses Buch, das die Bestimmung hat, den damit Beschenkten den Weg zu dem von ihnen gewählten Berufe anzubahnen.

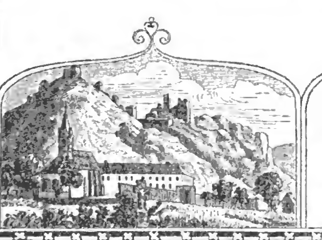
Sodann soll aus dem Ueberschuß ein Theil dem Fonds überwiesen werden, welcher zur Errichtung eines Waisenhauses in Bornhofen a. Rh. angelegt worden ist.

Indem wir uns gestatten, Sie auf den umseitigen, provisorisch aufgestellten Katalog zu verweisen, bitten wir um gütige Unterstützung unseres Zweckes durch Entnahme oder Einführung der darin aufgeführten Werke, sowie durch Zuwendung literarischer Erzeugnisse.

Limburg a/L., October 1889.

Mit Hochachtung!

Der Verlag der St. Marien-Stiftung.



Als Versendungsstelle übernimmt die *H. A. Herz*'sche Buchhandlung in Limburg a L. die gefällige Vermittelung von Aufträgen.

St. Marien-Stiftung (Bornhofen)

in Limburg a/L.

1889. **Verlags-Katalog.** October.

		ℳ
1.	**Ahn, Dr. F.,** Französische Fibel; erste Uebungen im Französischen für Knaben u. Mädchen. 10. Aufl. geb.	0.70
2.	**Birlo, J. A.,** Der Führer in der Apollinariskirche bei Remagen. 12. Aufl. kl. 8⁰ mit Abbildg. . . .	0.75
3.	— — Das Leben und Wirken des hl. Apollinaris, nebst Andachten, mit Abbildg. kl. 8⁰	0.50
4.	**Berthes, H. J.,** Deutsches Lesebuch. gr. 8⁰. 2 Aufl.	1.50
5.	**Hillebrand, Jos.,** Leitfaden beim Unterricht im Französischen. 8⁰. 3. Aufl.	0.60
6.	— — Uebungsbuch zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache. 8⁰	1.—
7.	**Hohe, C.,** Vorlagen für angehende Landschaftszeichner. I. Heft. cart. Querfol.	1.60
	II. Heft für den höheren Unterricht	1.60
8.	**Jacobi, N.,** Das Lahnthal	0.75
9.	**S. Justini,** Martyris et philosophi, Apologiae, edidit *Dr. J. W. J. Braunius.* In usum praelectionorum. Editionem tertiam curavit *Dr. Const. Gutberlet.* .	2.50
10.	**Kehrein, Jos.,** Sammlung deutscher Musterreden zum Gebrauche bei dem rhetorischen Unterrichte in höheren Bildungs-Anstalten, sowie zur Selbstbelehrung. 2. Ausgabe	1.50
11.	— — Die weltliche Beredsamkeit der Deutschen. Ueberblick ihres Entwickelungsganges von der ältesten bis zur neuesten Zeit	1.20
12.	— — Lebensbeschreibung der Dichter und Prosaiker	1.—

		ℳ
13.	**Lesimple's** „Erinnerungen an den Rhein", in Geschichte und Sage. 2. Aufl. Illustrirt	2.—
14.	Dasselbe Werk, eleg. geb. und reich illustrirt . .	3.—
15.	**Mönch, H. H.,** Festlieder für Schulfeierlichkeiten .	0.75
16.	**Nickel, Dr. M. A.,** „*Maria*". Andachtsbuch für Frauen und Jungfrauen. 8⁰. 15. Aufl. mit Stahlstich . .	1.75
17.	Dasselbe, gebunden, mit Stahlstich	3.—
18.	Dasselbe, eleg. geb. mit 4 Stahlstichen	5.—
19.	Dasselbe Werk, im Auszug mit Stahlstich. 4. Aufl. brosch. 12⁰	1.—
20.	Dasselbe, gebunden, mit Stahlstiche	1.80
21.	— — *Komm' heiliger Geist,* Andachtsbuch für kathol. Christen. 3. Aufl. geb. 12⁰.	3.—
22.	— — *Erhebungen des Geistes und Herzens zu Gott.* Andachtsbuch. 9. Aufl. 12⁰. geb.	3.50
23.	— — „*Der Christ im Umgang mit Gott*". Andachtsbuch	3.—
24.	**Poncelet, Dr. J.,** „*Feierklänge*". Die christlichen Festtage in Dichtungen. geb. kl. 8⁰	2.25
25.	— — L'église de St. Apollinaire	0.60
26.	**Saget, P.,** „*Marianischer Blüthenstraus*", Gedichte und Erzählungen zum Lobe der allersel. Jungfrau Maria und mit geschichtlichen Notizen über die besuchtesten Wallfahrtsorte	0.35
27.	**Wiederholungen aus der deutschen Literaturgeschichte** in katechetischer Form, für die Oberklassen höherer Unterrichtsanstalten, sowie besonders für Candidaten und Candidatinnen des Mittel- und des Volksschulamtes und zum Privatstudium, von einem Schulmann. 3. Aufl.	1.75
	Dasselbe cartonirt	2.—
28.	**Deutsche Jugendliteratur und Methodik des deutschen Unterrichts** in katechetischer Form, besonders für solche, welche sich auf eine Prüfung vorbereiten wollen, vom Verfasser der „Wiederholungen" . .	1.40

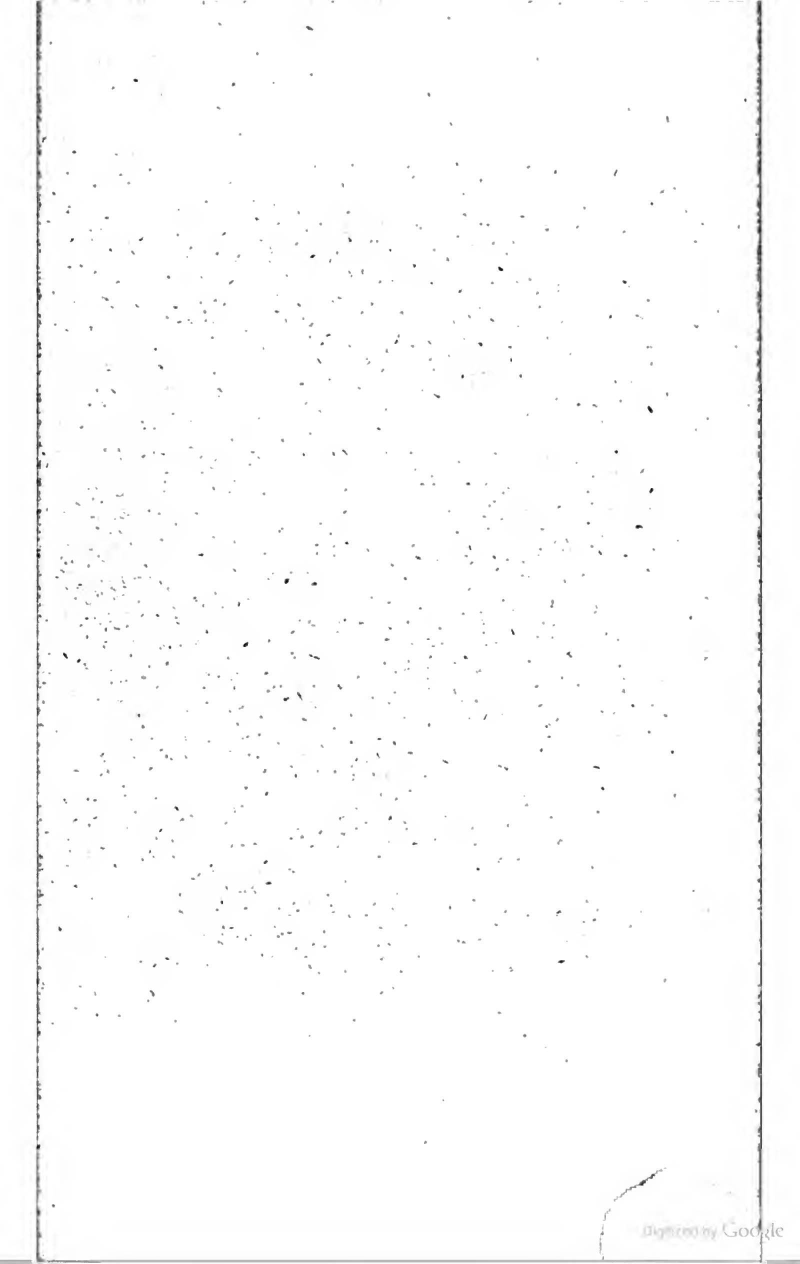
29. **Methodik des deutschen Unterrichts,** von einem Schulmann	*M* 0.60
(Vorstehende Werke, von einem Königl. Pr. Ministerialrath verfasst, haben in der Presse die günstigste Beurtheilung gefunden; seit einer Reihe von Jahren sind dieselben im In- und Auslande, namentlich in Pensionaten und Präparanden-Anstalten eingeführt; nicht minder haben sie sich als Präparationsbuch für Classenlehrer bewährt.)	
30. **Stigell, Dr. Jos.,** Englische Stilübungen für höhere Bildungs-Anstalten. 2. Aufl.	1.40

Durch jede Buchhandlung zu beziehen, sowie in Limburg a/L. durch die Geschäftsstelle der St. Marien-Stiftung (Herz'sche Buchhandlung).

Zu Geschenken machen wir insbesondere auf Nr. 7 und 14 aufmerksam, ebenso auf Nr. 18 für Erstkommunikanten.

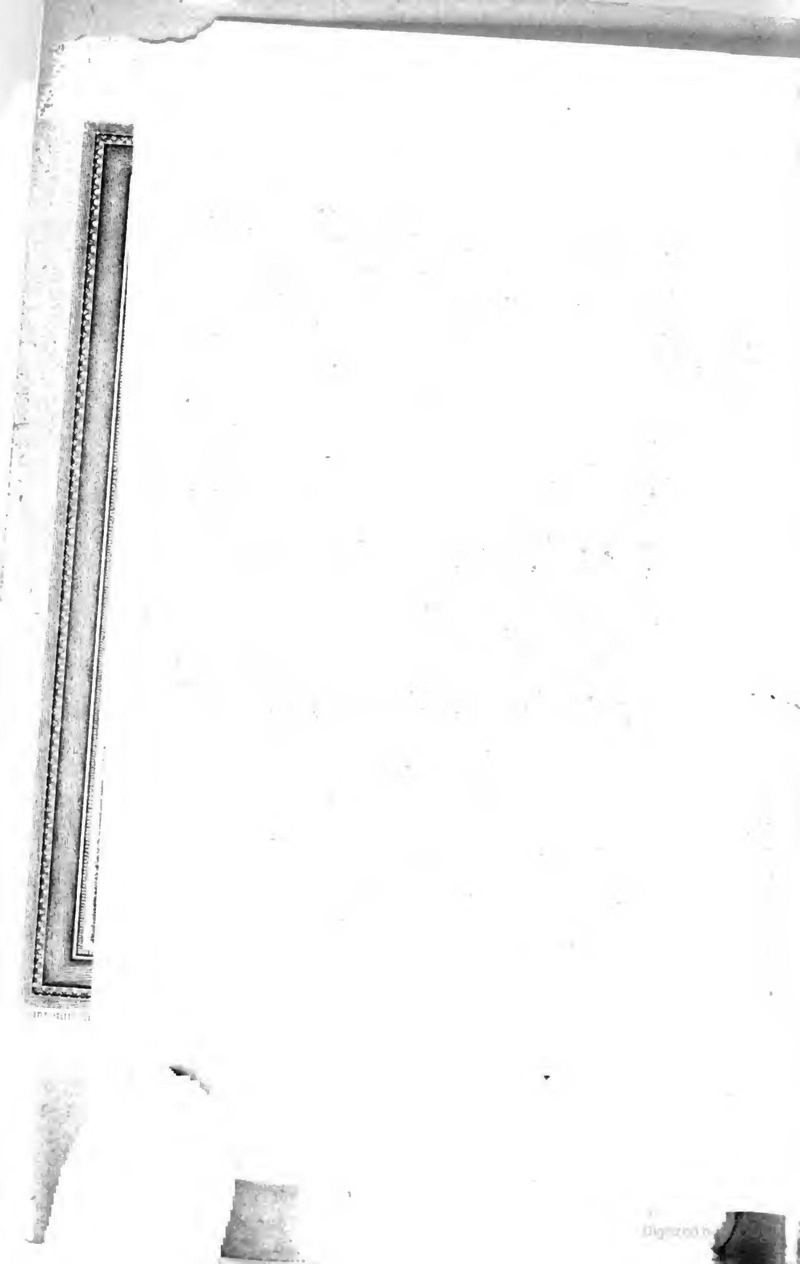


Buchdruckerei von J. Gottsleben in Mainz.





LORE-LEI.







Unter Gutheissung und Schutz des *bischöflichen Ordinariates* in Limburg.

Unter geschäftlicher Leitung des *Adolf Lesimple*'schen Verlages in Leipzig.

LESIMPLE. Adolf

Erinnerungen an den Rhein

in

Geschichte und Sage.

Mit Illustrationen von Hohe & Zolz.

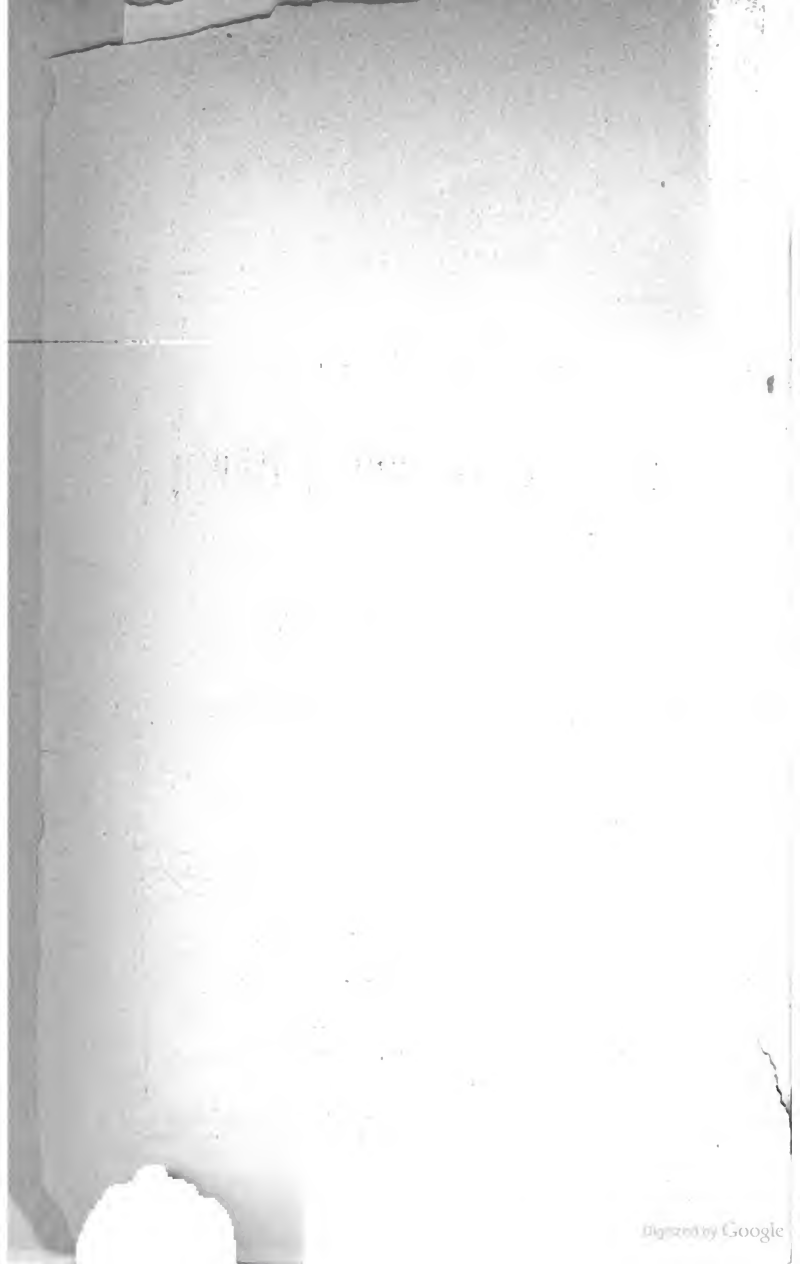


Zweite Auflage.



Limburg a/L. 1890.

Verlag
der St. Marien-Stiftung
(Bornhofen.)





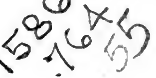
Zueignung.

Deutschland zählt der Ströme viele, die sein Gebiet durchwogen aber keinen, den Natur und Kunst mit so vielen Schönheiten und Reizen umgeben hat, wie den Rhein.

Wem es vergönnt war, durch eigene Anschauung die Fülle des Zaubers kennen zu lernen, den dieser prächtige Strom entfaltet, der kann es nie vergessen, wie ihm das Herz davon bewegt und gehoben wurde und das Andenken an die empfangenen Eindrücke wird ihn wie Heimweh beschleichen und in ihm Sehnsucht nach dem Wiedersehen erwecken.

Und so sehen wir jährlich Tausende nach seinen Ufern ziehen, seine mit Reben bepflanzten Berge besteigen, denen fast nie der Schmuck einer Ruine, einer neuerstandenen Burg oder eines historischen Denkmals fehlt. Wir bewundern die reichen Städte und reizenden Ortschaften, deren Denkwürdigkeiten uns durch mancherlei Sagen aus alter Zeit erläutert worden. Fesselnd durch geschichtlichen Ursprung, sowie durch ihre Mannichfaltigkeit, meistens der Zeit des Mittelalters angehörend, verbreiten sich diese Sagen nicht auf die malerischen Rheinlande allein, sondern sie umfassen auch den Umkreis mit seinen höchst romantischen Thälern.

Sie entstammen der Zeit, wo noch das Familienleben, das einträchtige, herzliche Zusammenhalten der Bürger einen höheren Reiz hatte. Und der Geist, welcher sich aus diesem innigen Verkehr entwickelte, den wir heute noch am Rheine mit Freuden begrüssen'



hat sich in der Sage der damaligen Zeit abgespiegelt und für diese selbst dem Auslande ein hohes Interesse abgewonnen. Es ist der Geist der Geselligkeit, gepaart mit sittlich-frommem Sinn, mit Biederkeit und Rechtsgefühl, welches die Voreltern als ein herrliches Erbe hinterlassen haben.

Mit der Herausgabe des vorliegenden Buches wollen wir nun den vielen Reisenden, die des Rheines Ufer besuchen, ein freundliches Erinnerungsblatt bieten, das mannigfaltig, wie des Stromes Schönheit, das Leben am Rhein und seine Geschichte in Wort und Bild wieder wachruft, welches sie bei der Rückkehr in die Heimath den Ihrigen als eine liebe Gabe mitbringen; es wird nicht verfehlen, auch bei diesen Sehnsucht nach dem schönen Strome zu wecken.

Möge es diesen Zweck erreichen und unsere kleine Arbeit eine freundliche Aufnahme finden, das gebe der liebe Gott!

Dezember 1886.

Die Verlagshandlung.

Inhalt.

	Seite.
Aachen: Der Dombau . .	1
Düsseldorf: Die weisse Frau	6
Cöln: St. Hermann Joseph	8
— St. Maria-Ablasskapelle	11
— Albertus Magnus . .	13
— Richmodis v. d. Aducht	15
— Die Holzfahrt . . .	17
— Die Weckschnapp . .	19
— Bürgermeister Gryn .	21
— Meister Gerhard . .	22
— Geschichtliches . . .	25
Rodenkirchen: Der h. Maternus	29
Bonn: Geschichtliches . .	31
— Der Kreuzberg . . .	33
Siebengebirge: Allgemeines	35
— Sage des Drachenfels .	37
— Der Feuermann . . .	43
— Der Mönch v. Heisterbach	44
Godesberg: Geschichtliches	45
— Das Hochkreuz . .	48
Rheinbreitbach: Ein Strafgericht Gottes . .	49
Rolandseck: Ritter Roland	52
Remagen: St. Apollinaris .	55
Sinzig: Geisterbegräbniss .	57
Linz: Das Burgfräulein .	63
Rheineck: Geschichtliches .	66
Maria-Laach: Laacher-See	67
Hammerstein: Heinrich IV.	69
Coblenz: Allgemeines und Corporal Spohn . .	73
Stolzenfels: Des Münzmeisters Töchterlein .	76
Lahneck: Geschichtliches .	79
— Die Tempelherren . .	171
Rhense: Der Königsstuhl .	80
Boppard: Ritter Conrad .	82
St. Goar: Heil. Goar . .	84
— Die Loreley	88
Bornhofen: Sternberg & Liebenstein	85
Oberwesel: Die 7 Schwestern	91
Caub: Gutenfels . . .	92
— Pfalzgraf Hermann . .	94
— Belohnte Treue . . .	96
Lorch: Hilchen Lorch . .	98
— Hans v. Geroldstein .	100
Soneck: Der blinde Schütz	101
— Rheinische Raubritter .	103
Trechlingshausen: Die Clemenskirche . . .	105
Das Schloss *Rheinstein:* Die Braut	106
Der *Mäusethurm*	109
Bingen: Der h. Ruppert .	109
— Hildegard	111
Rüdesheim: Brömserburg .	113
Der Johannisberg . . .	115
Ingelheim: Kaiser Karl & Elbegast	116
Biebrich: Geschichtliches .	119
Mainz: Bischof Willigis .	121
— Der Fiedler	122

Seite.

Worms: Das höchste Kleinod 125
— Die Nibelungen . . . 127
— Der Zweikampf . . . 130
Speier: Die nächtliche Erscheinung 132
Strassburg: Die Münsteruhr 134

Die Seitenthäler des Rheines:

Das Ahrthal: Die Jungfrauenkapelle u. Landskrone 137
— Die beiden Söhne . . 143
— Die Wunderbrücke . . 145
— Der Calvarienberg . . 146
— Das Burgfräulein von Saffenburg . . . 148
— Die bunte Kuh . . . 152
— Marienthal 155

Seite.

Das Ahrthal: Mayschoss . 156
— Der Graf von Altenahr 157
— Das Teufelsloch . . . 161
Das Moselthal: Der Bernkasteler Doctor . . 164
— Neffer Kapelle . . . 168
Das Lahnthal: Der letzte Templer 171
— Limburg 173
Das Nahethal: Creuznach . 175
— Der Rheingrafenstein . 177
— Schloss Dhaun . . . 179
— Oberstein. 181
Das Neckarthal: Der Ritter von Hirschhorn . . 184
— *Heidelberg:* Geschichtliches 185
Das Mainthal: Frankfurt . 186

Aachen.

Der Dombau zu Aachen.

Kaiser Karl der Grosse, der Aachen zu seiner Lieblingsresidenz erkoren hatte, erblickte einst nach einem inbrünstigen Gebete zur Gottesmutter diese selbst umgeben von der Glorie und den Engelschaaren des Himmels dort, wo bei seinem Einzuge in Aachen der gewaltige Hufschlag seines Pferdes die Erde geöffnet und heisse Wasserstrahlen zu Tage gefördert hatte. Der fromme Kaiser, durch dieses Gesicht bestimmt, beschloss alsbald an jener Stätte einen prächtigen Tempel des Herrn zu erbauen, und es währte nicht lange, so erhob sich nach dem Plane berühmter Meister der stolze Bau. Mit Freude schauten Aachens Bewohner täglich wie das Werk mehr und mehr gedieh, und von Tausenden wurde der Tag herbeigesehnt, wo in den hohen Hallen des Domes Gott gepriesen würde. Doch kaum waren die Mauern zur halben Höhe emporgediehen, als man mit Schrecken gewahrte, dass die Mittel zum Weiterbau fehlten, dass der Stadtsäckel leer war. Voller Trauer sahen nun die Aachener, wie die prächtigen Säulen und Hallen sich mit Moos überzogen, und wie aus den Mauerritzen das Gras hervorwuchs, und manch' heisses Gebet mochten die frommen Leute zum Himmel emporsenden, damit er doch das Werk segnen möge. Wie sich so die Herzen Aller mit dem Bau des Gotteshauses beschäftigten, und vergebens die Rathsherren auf die Mittelbeschaffung zur Vollen-

dung desselben sannen, siehe da erschien eines Tages ein reich gekleideter Fremdling in der Rathsversammlung und erbot sich das fehlende Geld unter der Bedingung herbeizuschaffen, dass die Seele Desjenigen, der zuerst den vollendeten Tempel betreten würde, sein Eigenthum sein solle. Schaudernd vernahmen die weisen Herren zwar diese Forderung, allein die Sehnsucht den Dom fertig zu sehen, überwand das Gefühl der Furcht und alsbald wurde mit dem Fremden, der Niemand anders, als der leibhaftige Satan war, der Vertrag abgeschlossen. Nun füllten sich die leeren Truhen mit klingenden Gold- und Silbermünzen, und auf dem lange verödeten Bauplatze begann ein überaus reges und geschäftiges Treiben. Immer höher stieg das Bauwerk, Thürme und Kuppeln schauten herab auf Aachens freudige Bürger, Säulen reihten sich an Säulen, farbenprächtige Glasmalereien füllten die spitzbogigen Fensteröffnungen, fertig standen der Hochaltar und die zierlich geschnitzten Beicht- und Betstühle, und zu der feierlichen Einweihung des herrlichen Münsters fehlte nichts mehr. Aber, mochte die Freude ob dieser Vollendung eines Jeden Herz erfüllen, der Preis mit welchem sie erkauft, verbreitete Angst und Schrecken, denn Niemand war gewillt seine Seele dem ewigen Verderben anheimzugeben.

Indessen wurde nach einer langen Berathung, die Senat und Geistlichkeit mitsammen gehalten hatten, der Tag der feierlichen Einweihung auf das h. Dreikönigenfest festgesetzt, und von Nah und Fern strömten Clerus und Laien zur Kaiserstadt Aachen. Pabst Leo selbst war zur Feier erschienen, und damit Kaiser Karls Wunsch in Erfüllung gehe, und er an dem festlichen Tage 365 Bischöfe um sich versammelt sehe, soll sogar ein Engel die Prälaten Monulph und Gon-

dulph, die längst das Zeitliche gesegnet hatten, aus dem Grabe erweckt und nach Aachen gesandt haben. Ja, selbst die Heiligen sollen gekommen sein, und von dem Zittern und Klappern, das ihre Gebeine verursachten, soll die noch heute bestehende Gasse, durch welche sie gingen, die Klappergasse genannt worden sein.

Der Tag der Einweihung war gekommen, und in herrlichem Zuge schritten Pabst und Kaiser, umgeben von den geistlichen und weltlichen Würdeträgern, und begleitet von einer unzählbaren Menschenmenge zu der hohen Domkirche. Als der Platz vor derselben erreicht war und Jeder seine Aufstellung genommen, erhob Kaiser Karl seine Rechte gegen Himmel und allsogleich bildete sein Gefolge eine Gasse, die an dem Portale des Tempels endete, und von zwei Trabanten wurde nun ein jüngst im Dickicht gefangener Wolf herbeigebracht und durch Geschrei und Spiessstösse geschickt zur Kirche hineingetrieben. Kaum hatte das gehetzte Thier die Schwelle derselben überschritten, so brach ein gewaltiges Getöse los; alles Volk sank zitternd in die Kniee, denn durch die verdunkelte Luft war der Satan auf den Wolf niedergefahren, und sauste nun feuersprühend mit dem erwürgten und zerrissenen Thiere über die Stadt dahin. Als aber die schreckliche Scene vorüber, und die Sonne wieder vom blauen Himmelszelte herniederstrahlte, ertönten unberührt von Menschenhand die Glocken in prächtigem Geläute und der tausendstimmige Jubelruf der Versammelten pries Gottes Erbarmung und Güte. Durch die geöffneten Portale der Kirche zogen die Schaaren hinein in das herrliche Gotteshaus, und als die Weihe des Tempels beendet, erbrauste durch die gewaltigen Hallen der Gesang der

Christenheit und aufwärts zum Throne des Höchsten stieg das Jubel- und Dankeslied: „Te deum laudamus, te dominum confitemur“.

Der Teufel aber, der sich durch eines Priesters List um eine kostbare Menschenseele betrogen sah, schwur die Stadt zu vernichten, und flog racheschnaubend auf seinen schwarzen Sturmesfittichen hin an's Meer. Hier, zwischen den Dünen, riss er einen der grössten Sandhügel los, lud sich denselben auf die Schultern, und eilte gen Aachen zurück, um dieses mit Allem was da drinnen lebte und webte für immer zu begraben. Aber der Weg war weit und die Last selbst für den höllischen Meister gar schwer. So zog er denn keuchend fürbass, fürchterliche Flüche gegen die Aachener ausstossend. Der leichte Sand, vom Winde emporgewirbelt, verdunkelte seinen Blick, und endlich sah er sich gezwungen einer kurzen Rast zu pflegen. Da kam ein altes Mütterchen des Weges dahergehumpelt, und Satan richtete an dieses alsbald die Frage, wie weit es noch bis Aachen sei. Die Alte, die den Wanderer erkannte, und nichts gutes von ihm und seiner Bürde hielt, deutete auf ihre Schuhe und sagte: „O, Herr seht her, diese Schuhe waren neu, als ich Aachen verliess und nun sind sie so zerrissen, dass ich nimmer darin gehen kann!“

„So“, schrie der Teufel, „dann ist es wohl noch manche Meile bis zur Stadt?“ Und als die Alte bejahend mit dem Kopfe nickte, warf er wüthend seine Last zu Boden, und betheuerte ein andermal an Aachen Rache nehmen zu wollen. Doch kaum hatte sich der Dünensand zu einem mächtigen Hügel im freien Felde aufgethürmt, so erblickte der böse Feind in geringer Entfernung die Stadt, die sich mit ihren Thürmen und Kuppeln in hellem Sonnenglanze vor ihm ausbreitete,

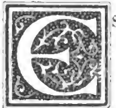
und sich selbst zu allen Teufeln wünschend, musste er erkennen, dass er zum zweitenmale, und jetzt sogar von einem alten Weibe betrogen worden, und mit den fürchterlichsten Rachegedanken im Herzen kehrte er wüthend in sein höllisches Reich zurück. Seitdem wurde der neuerstandene Hügel, der „Loosberg“ (Loos bedeutet soviel wie schlau) genannt, und Alt wie Jung erzählt sich noch heute, wie der Vater der Lüge einst zum Wohle der Stadt von dem alten Mütterchen überlistet worden.

Die Rache, die der Satan der Stadt geschworen, ist indessen bis heute, wohl aus Furcht vor einem neuen „Reinfall“ unausgeführt geblieben, und die alte Kaiserstadt blüht in schönstem Glanze zur Freude des deutschen Vaterlandes!

Geschichtliches. Aachen (Aqui argranum) nach Apollo, dem Gott warmer Bäder (Granus) so benannt, wurde von den Römern gegründet, unter den merovingischen Franken zu einem Fürstensitz erhoben und durch Karl d. Gr., welcher eine grosse Vorliebe für diese Stadt hatte und auch im Münster beigesetzt wurde, zu der, von ihm neu begründeten römischen Reiches Hauptstadt erhoben. Bis auf Ferdinand I. blieb es die Krönungsstadt für die deutschen Könige. Karl d. Gr. erbaute auf dem Markt einen prachtvollen Palast nebst dem Kaiserbad, in welchem über 100 Menschen schwimmen konnten. Im Jahre 796 liess er den Bau des Münsters beginnen, welcher 804 durch Pabst Leo III. eingeweiht wurde. Aachen erhielt ungewöhnliche Vorrechte; Kirchenversammlungen, Congresse, Reichstage etc. wurden daselbst abgehalten. Durch die Reformation entstanden Bürgerstreitigkeiten, in Folge dessen die berühmte Stadt von ihrer Höhe zu sinken begann. Im Jahre 1614 wurde sie von den Spaniern eingenommen und alle Protestanten ausgewiesen. 1656 wurde fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen. 4600 Gebäude fielen in Trümmer. Nach den Kriegen 1813—15 erholte sich Aachen wieder und gehört nunmehr wieder zu den mächtigsten und reichsten Städten des Rheinlandes. Die vorzüglichen Heilquellen haben der Stadt einen Weltruf erworben.

Düsseldorf.

Die weisse Frau im Kurfürstlichen Schlosse.



Es war eine gar unglückselige Verbindung, die die schöne und tugendreiche Jakobe von Baden im Jahre 1581 mit dem Herzog Johann Wilhelm, dem Erbprinzen von Jülich-Cleve einging, denn auf die acht Tage währende und glänzend gefeierte Hochzeit folgte gar bald eine Zeit, welche statt Rosen nur Dornen in ihrem Schoosse barg. Die junge Herzogin, die ihren Gemahl mit der ganzen Gluth eines reinen und unentweihten Herzens liebte, musste schon in der Periode, welche man als die Flitterwochen eines neuvermählten Paares bezeichnet, erfahren, dass die abgeschlossene Heirath ein schwer lastender Alp für den äusserst sinnlichen und ausschweifenden Johann Wilhelm war, und wo andere Frauen eine irdische Seligkeit geniessen, musste Jakobe den Wermuthsbecher des Schmerzes an ihre Lippen setzen. Still und in sich gekehrt, trug die Unglückliche das über sie verhängte Schicksal, während der Herzog seinen Leidenschaften fröhnte und im Kreise ausschweifender Genossen und leichtfertiger Frauen das suchte, was der Thor Lebensglück zu nennen beliebt. Immer mehr lockerte sich daher das Band, das die beiden an Charakter so verschiedene Menschen am Altare für Zeit ihres Lebens umschlungen hatte, und Jakobe's Gatte scheute sich nicht, unter den Augen seiner Frau seinem sinnlichen Triebe zu folgen. In tiefem Kummer sah diese das Treiben des Herzogs, und in heissem Gebete flehte sie um Kraft den Leidenskelch trinken zu können. Da war eines Tages

wiederum ein grosses Gelage in dem Schlosse und der wüste Lärm und das rohe Lachen der Theilnehmer drang herauf zu dem stillen Gemache der Herzogin. Ihr Herz krampfte sich zusammen, als sie dieses vernahm, und es reifte in ihr der Entschluss, ein letztes Mittel zur Besserung ihres Gemahls zu wagen. Jakobe schmückte sich mit prächtigen Gewändern und kostbaren Kleinodien, und stieg dann, von ihrer Kammerfrau begleitet, hinab in den Saal, wo in bacchantischer Lust Herzog Johann eben eine seiner Hofdamen umschlungen hielt und küsste. Jakobe gewahrte dieses ehebrecherische Gebahren ihres Gatten, und schön wie ein Racheengel trat sie auf denselben zu, und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Heftig brauste darauf der Herzog auf, und unbekümmert um die Versammelten brach er in harte Worte gegen sie aus, und um seinem Werke die Krone aufzusetzen, donnerte er der Frau zu, dass er ihr die Rechte einer Gemahlin nicht mehr einräume, und sie schleunigst sein Schloss verlassen solle. Jakobe vernahm ihr Verbannungsurtheil, aber ohne ein Wort zu erwidern, verliess sie schwankend, auf ihre Kammerfrau gestützt, den Saal, und bald darauf auch das Schloss, aus dem der eigene Gatte sie vertrieb. Jahre unsäglichen Jammers verlebte nun das bedauernswerthe Weib, aber bei allem Schmerz vermochte sie es nicht, die Liebe zu dem verrätherischen Herzoge aus ihrem Herzen zu verbannen, und täglich, ja stündlich rief sie des Himmels Barmherzigkeit auf Johann Wilhelm herab. Selbst als der Alles versöhnende Tod sich ihr nahte und sie zum Lande der ewigen Freude führte, vermochte ihr verklärter Geist es nicht, sie von ihm zu trennen, und allnächtlich stieg sie herab in den weiten Rittersaal des Schlosses und flehte um Rettung für ihren

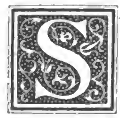
Gemahl. Oft will man Jakobe dort in langem weissen Gewande gesehen haben, und die Sage behauptet, dass sie auch heute noch in stiller Mitternachtsstunde das Schloss heimsuche.

Geschichtliches. Die Gründung von Düsseldorf gehört der neueren Zeit an und ist auf das 13. Jahrh. zurückzuführen. Es verdankt seine Verschönerung und Bedeutung als Residenzstadt der prachtliebenden Fürsten und trägt fast ganz das Gepräge einer modernen Stadt. Adolf von Berg erhob es 1288 zur Stadt. Seit 1538 war es die beständige Residenz der Herzöge von Berg und gewann als Stätte der Kunst besonders unter Johann Wilhelm im 17. Jahrh, welcher die Gemäldegallerie daselbst begründete. 1822 wurde die Kunst-Academie geschaffen.



Cöln.

St. Hermann Joseph.



St. Hermann Joseph, der namentlich in Cöln in hohen Ehren steht, war daselbst um das Jahr 1150 von frommen christlichen und mit Gütern gesegneten Eltern geboren worden. Bald nach seiner Geburt suchte jedoch das Schicksal die Familie heim, und als Hermann Joseph das siebente Lebensjahr kaum erreicht hatte, war die Noth mit ihrem Gefolge Herrscherin in dem einst begüterten Hause. Aber trotz der grossen Dürftigkeit sandten die für die Zukunft ihres Sohnes besorgten Eltern den jungen Hermann in die Schule.

Goldner Spruch aus Christi Lehre
Hörte viel das gute Kind,
Wie die Demuth und die Liebe,
Schönster Schmuck der Weisheit sind.

Hörte von dem Gotteslamme
Das für die am Kreuze starb,
Die ans Kreuz die Liebe schlugen,
Die den Mördern Heil erwarb.

Und die Lehren erfüllten das ganze Herz des sittsamen und frommen Knaben. Wenn seine Genossen sich an Sonn- und Feiertagen auf den Strassen umhertrieben, dann eilte er in's Gotteshaus, wo er sich, wie die Legende berichtet, mit der Gottesmutter und dem Jesuskind unterhielt. Ueber Feststellung der Kirche, wo dieses geschehen sein soll, herrschen zweierlei Meinungen. Die eine, und zwar die verbreitetste Ansicht, nennt die Kirche Maria in Capitol, woselbst auf der rechten Seite, neben der St. Josephskapelle eine Statue der h. Jungfrau Maria sich befindet, vor welcher Hermann Joseph knieend den Apfel reicht, während die andere sich für die ehemalige Archidiaconalkirche B. M. V. ad Gradus ausspricht.

Die kindliche Verehrung Hermann Josephs zur Gottesmutter, war eine so grosse, dass er derselben oft sein häusliches Elend klagte, und um Abhülfe desselben bat. Und siehe! die Muttergottesstatue soll in solchen Stunden mit dem Knaben gesprochen und ihm Hülfe gewährt haben. Von den vielen Wundern, die die Ueberlieferung in dieser Beziehung erzählt, wollen wir eines erwähnen. Joseph hatte zur strengen Winterzeit keine Schuhe, und trug dies seiner hohen Gönnerin vor. Als der Knabe geendet, deutete die Statue auf eine Steinplatte, und befahl ihm, diese aufzuheben. Joseph gehorchte und siehe, unter dem Stein befan-

den sich sechs Groschen, die zum Kauf der Schuhe reichten. Noch oft erhielt er später in ähnlicher Lage auf diese Weise Geld, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Von dem innigsten Danke für seine Gnadenspenderin erfüllt, erschien er eines Tages mit einem Apfel, den er selbst geschenkt erhalten, in der Kirche, die Gottesmutter bittend, denselben für das liebe Jesuskind in Empfang zu nehmen. Und, heisst es in dem schönen Gedichte von G. Görres:

Siehe! was er also flehet
Vor dem Bild von hartem Erz,
Laut erklang's im Himmel wieder,
Rührte tief der Jungfrau Herz.

Freundlich blickt sie auf den Knaben,
Und das starre, kalte Bild
Nimmt des Kindes fromme Gaben,
Lächelt hold und dankt ihm mild.

Und es hat die Gnadenreiche
Freundlich stets auf ihn geblickt,
Grosse Gnade dem verliehen,
Der so hoch ihr Herz entzückt.

Kinderunschuld, Gottestaube,
Heilger Engel Spielgenoss,
Dir ist stets der Himmel offen,
Den der Sünde Schuld verschloss.

Noch sehr viele ähnliche Wunder erzählt uns die Legende vom h. Hermann Joseph.

In seinem zwölften Lebensjahre ward der fromme Knabe in den Prämonstratenser-Orden zu Steinfeld aufgenommen, in welchem Orden er stets verblieb und nach einem heiligmässigen Leben starb er am 7. April 1241 im Alter von 91 Jahren in dem Frauenkloster zu Hoven, wo er als geistlicher Beistand längere Zeit

gewirkt hatte. Von hier aus wurde sein Leichnam nach der Abtei Steinfeld in der Erzdiözese Cöln übergeführt, wo den sterblichen Resten des als heilig verehrten Mannes eine würdige Ruhestätte bereitet wurde.



Die Kapelle St. Maria-Ablass.



ur Zeit, als der h. Bernhard in den rheinischen Städten umherzog, und durch begeisterte Predigten zur Theilnahme an den Kreuzzügen aufforderte, lebte auch in Cöln ein edler Ritter, der seinem Drange gegen die Ungläubigen, welche das gelobte Land beherrschten, zu kämpfen, und mit an der Befreiung des h. Grabes betheiligt zu sein, nicht widerstehen konnte, und desshalb seine Kräfte dem h. Werke widmete und die Brust mit dem Zeichen der Erlösung schmückte. Mit der frommen Schaar der Kreuzfahrer zog er dann nach Palästina, wo er tapfer gegen die Sarazenen focht. Im Rathschlusse des Ewigen war es indessen bestimmt, dass er bald in Gefangenschaft gerieth, und so sein mächtiger Arm für die gute Sache gelähmt ward. Durch seine schöne Gestalt und sein edles Benehmen stieg er jedoch bald derart in der Achtung seines mohamedanischen Herrn, dass dieser sich bereit erklärte, ihm die Freiheit zu schenken, wenn er dem christlichen Glauben abschwören und zu der Lehre Mohameds übertreten wolle. Der Ritter aber, obschon er in einem finsteren Kerker mit Ketten belastet, schmachtete, wies dieses Ansinnen entrüstet zurück,

und fand in inbrünstigem Gebete zu der Gottesmutter die Stärke in seinem Glauben auszuharren.

Einmal als er wieder recht innig gebetet hatte, und dann in den Schlaf gesunken war, sah er im Traume die Himmelskönigin, wie sie lächelnd auf ihn zuschritt und seine Fesseln löste. Als er erwachte, waren die eisernen Banden wirklich gesprengt, die Thüre des Kerkers stand offen, und selbst das Gewand eines Pilgers war vorhanden. In dieses gehüllt, verliess er ungehindert das Gefängniss und erreichte bald glücklich die lang entbehrte Heimath. Unterwegs aber hatte er der Mutter Gottes gelobt, zu ihren Ehren in Cöln ein Kirchlein zu bauen, und kaum dort anwesend, hielt er es für seine erste Pflicht, das Gelöbniss auszuführen. Bald erhob sich nun auf dem Maria-Ablassplatze ein kleines Gotteshaus; als es aber fertig da stand, glaubte der Ritter dasselbe sei zu unscheinbar und genüge nicht dem gegebenen Versprechen. Er gab desshalb Befehl, die Kapelle niederzureissen und durch einen prächtigeren Bau zu ersetzen. Allein siehe da, als man die Seitenmauer zerstören wollte, zeigte sich in derselben ein Muttergottesbild, in welchem der Ritter dasjenige der h. Jungfrau erkannte, die ihm in Palästina erschienen war, und ihn aus dem Kerker befreit hatte. Der Ritter hielt demnach das Auffinden des Bildnisses für einen göttlichen Fingerzeig und liess dem Kirchlein die erste Gestalt, die es noch heutzutage zeigt. Rechts in der Mauer ist auch noch jenes Bild zu sehen, während schwere Eisenketten, die dort in Maria-Ablass aufgehangen sind, von dem Erbauer der Kapelle ein beredtes Zeugniss geben.

Albertus Magnus.

Eine der populärsten und zugleich wissenschaftlich berühmtesten Persönlichkeiten des alten Cöln war ohne Zweifel der 1193 zu Lauingen in Schwaben geborene Albertus Magnus. Derselbe liess sich 1248—1249 in dem dortigen Dominikanerkloster nieder und trat bald als Lehrer der Philosophie und Theologie, der Rechtswissenschaft, Mathematik, Astronomie, Mechanik und Medizin etc. öffentlich auf. Seine grosse Gelehrsamkeit erlangte bald einen Weltruf und von allen Seiten strömten Schüler herbei, um Albert zu hören. Oft war dadurch seine Zelle zu klein, um alle die Wissbegierigen zu fassen, und er sah sich dann genöthigt, seine Vorträge in dem Klosterhofe unter freiem Himmel zu halten. Bei dem gemeinen Volke aber stand Albertus nicht so sehr wegen seiner grossen Gelehrsamkeit, sondern hauptsächlich wegen seiner Herzensgüte und ganz vorzüglich wegen seiner Kenntnisse auf dem Gebiete der Naturkunde und der Magie in ungewöhnlich hohem Ansehen. Namentlich war es die Letztere, die ihm allenthalben den Ruf eines Zauberkünstlers verlieh; und in der That verstand sich Albertus auf staunenerregende Kunststückchen, die selbst von den höchsten Herrschaften bewundert wurden. Unter Anderen war es ein sogenannter Giftbecher, der Jahrhunderte lang die medizinische Welt beschäftigte, bis

endlich die Lösung des Räthsels aufgefunden wurde. Derselbe bestand aus doppelten dünnen Lagen einer weisslichen Metalllösung: die innerste Lage war fein und kaum sichtbar durchlöchert, zwischen beiden war äusserst künstlich Spiessglas (Antimonium) eingefügt, und dieser Becher über Nacht mit Wasser gefüllt, erregte beim Gebrauche eine gewaltsame Bewegung des Magens nach oben, während die Füllung mit Wein eine solche in entgegengesetzter Richtung hervorbrachte. Von den unzähligen Hexenstückchen, wie es die Cölner nannten, war unstreitig jenes das grösste, welches Albertus bei Anwesenheit des deutschen Kaisers in der heiligen Stadt ausführte. Mitten im Winter liess nämlich der grosse Gelehrte vor dem Herrscher des römischen Reiches in einem geschlossenen Saale einen Garten erstehen, welcher mit den herrlichsten Blumen und den köstlichsten Früchten ausgestattet war, und billigerweise die erlauchte Versammlung in das grösste Staunen versetzte. Trotz aller geistigen Vorzüge bewahrte aber Albertus ein weiches fühlendes Herz, und nicht nur die Armen der Stadt empfingen reiche Spenden aus seiner mildthätigen Hand, auch die Erzbischöfe Cölns waren ihm zum Dank verpflichtet, denn gerade er war es, der als Vermittler in den häufigen Streitigkeiten zwischen dem Oberhaupt des Erzbisthums und den Patriziern auftrat, und den Frieden wiederherstellte. Gross war desshalb die Trauer als Albertus dem Drängen des Pabstes Alexander IV. anno 1260 nachgab, und den bischöflichen Stuhl von Regensburg bestieg. Schon nach zwei Jahren gab er indess diese Würde in die Hände des Pabstes Urban IV. zurück und nahm die ihm liebgewordene Thätigkeit in Cöln wieder auf. Hier blieb er denn bis zu seinem Tode, der am 15.

November 1280 in seinem 87. Lebensjahre erfolgte. Seine Leiche wurde in der Klosterkirche seines Ordens beigesetzt, indessen später nach der Pfarrkirche St. Andreas überbracht, in welcher 1880 eine grossartige 600jährige Gedächtnissfeier veranstaltet ward. Albertus war ein in jeder Hinsicht grosser Mann, dessen Verdienste von der Mit- und Nachwelt anerkannt wurden, und dessen Name ewig mit dem der Stadt Cöln verbunden bleiben wird.



Richmodis von der Aducht.



ls im 14. Jahrhundert die Pest ihren verheerenden Umzug durch die deutschen Lande hielt, und allenthalben zahllose Menschenopfer forderte, da blieb auch die altberühmte, heilige Stadt Cöln keineswegs von dem schrecklichen Gaste befreit, vielmehr trat auch hier der Würgengel schonungslos auf und Reich und Arm sank nach wenigen Stunden grösster Schmerzen in das Grab.

Unter den Bedauernswerthen, die von der Seuche ergriffen wurden, befand sich auch Richmodis, die Gattin des hochgeachteten Ritters Mengis von der Aducht, und kurze Zeit nach dem Anfalle betrauerte der Gatte sein zärtlich geliebtes Weib als todt. Mengis war von dem Hinscheiden seiner treuen und liebevollen Richmodis auf das Tiefste erschüttert, und die Bevölkerung, die die Verstorbene als eine grosse Wohlthäterin kannte, zeigte die innigste Theilnahme an dem Verluste des Gatten. Auf das Festlichste

geschmückt und bekleidet mit kostbaren Gewändern und werthvollen Kleinodien, wurde die Leiche auf dem nahegelegenen Kirchhofe von St. Aposteln der letzten Ruhestätte übergeben.

Dem Auge des habsüchtigen Todtengräbers waren die herrlichen Pretiosen indessen nicht entgangen, und lüstern nach dem Besitze dieser Kostbarkeiten, entschloss er sich, in der kommenden Nacht gemeinschaftlich mit dem Glöckner der Kirche die Leiche auszugraben und Alles, was irgend einen Werth hatte, an sich zu bringen. Die Nacht, still und düster und ganz zu ihrem Vorhaben geeignet, erschien; mit Laterne und Spaten versehen, begaben sich die beiden Leichenräuber zu dem Grabe der Richmodis. Bald hatte man die Erde weggeschaufelt, den Sarg geöffnet und einen Theil der Ketten und Ringe an sich gebracht, und schon wollte der Todtengräber den Trauring von der erkalteten Hand abstreifen, als plötzlich Leben in die daliegende Gestalt kam, und die todtgeglaubte Richmodis sich mit fragendem Blicke in dem Sarge emporrichtete. Mit Entsetzen ergreifen nun die Beiden die Flucht. Frau Richmodis aber nimmt die zurückgelassene Laterne und schreitet nach ihrem Wohnhause, wo sie so lange anpochte, bis ihr Gemahl ein Fenster öffnete und sich nach der Ursache des Geräusches erkundigte. „O, theurer Gatte, öffne mir, ich bin dein Weib.“ „Du mein Weib? Mein armes Weib ist todt und wurde heute begraben. Hebe Dich weg, du Frevlerin.“ Und damit schloss er wieder das Fenster. Frau Richmodis pochte von Neuem und jammerte schrecklich in der kalten Nachtluft und in dem leichten Todtengewande. „O, hab' Erbarmen, öffne deinem armen Weib!“ Da kehrte Mengis nochmals zum Fenster zurück und glaubte jetzt auch eine Aehnlichkeit in der Stimme wahrzunehmen,





RICHMUTH VON DER ADUCHT.

aber seine Zweifel an der Wahrheit waren noch zu gross. „Wie kannst du von den Todten auferstanden sein“, rief er, „das ist eben so unmöglich, als meine beiden Schimmel die Treppen heraufkommen und auf die Strasse schauen.“ Und siehe, kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da vernimmt er ein immer stärker werdendes Geräusch: die beiden Pferde haben sich im Stalle losgemacht und steigen die Treppen hinauf. Mengis stürzt zur Pforte und schliesst in seine Arme sein theures todtgeglaubtes Weib.

Frau Richmodis lebte noch eine Reihe von Jahren an der Seite ihres liebenden Gemahls und wurde noch Mutter dreier schöner Kinder. Ihr früherer heiterer Sinn aber kehrte nicht mehr zurück; sie lebte still und zurückgezogen, und arbeitete bis an ihr Lebensende an geistlichen Gewändern und kirchlichen Schmucksachen.

An dem oberen Fenster eines Hauses (Heuser's Haus, Ecke der Richmodstrasse)' auf dem Neumarkte schauen noch heute zwei künstlich angebrachte Pferdeköpfe als Wahrzeichen jener Begebenheit heraus.

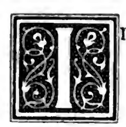


Die Holzfahrt.

Als in Cöln noch die mächtige Herrschaft der Römer ihr Unterdrückungsscepter schwang, lebte daselbst als Statthalter ein gar kluger und weiser Mann mit Namen Marsilius. Dieser aber hatte sich bald das Missfallen des Kaisers zugezogen und mit gewaltiger Heeresmacht hatte daher der Letztere die geängstigte Stadt eingeschlossen, und

ihr jeden Weg, Zufuhr an Lebensmittel zu erlangen, abgeschnitten. Bald drückte bittere Noth die Belagerten, und da sie nicht stark genug waren, einen Ausfall gegen den Feind zu wagen, so dachte man schon an die Uebergabe der Stadt. Allein Marsilius, dessen Schicksal in diesem Falle wäre besiegelt gewesen, glaubte durch List zu erreichen, was mit Gewalt unmöglich durchzuführen war. Er liess desshalb die Bürgersfrauen zusammenrufen und befahl ihnen, mit Karren hinaus vor's Thor zu ziehen, und sich so zu stellen, als ob sie im nahen Walde Holz sammeln wollten, und die Cölner, die die Absicht des Statthalters zu erkennen glaubten, sorgten dafür, dass der Anordnung alsbald Folge gegeben wurde, und die Frauen in langem Zuge hinaus in's Freie schritten. Kaum hatten die römischen Soldaten aber dieselben erblickt, so wussten sie nichts Eiligeres zu thun, als den Weibern nachzusetzen und sie in das Lager zu schleppen. Dieser Zeitpunkt war von dem schlauen Marsilius erwartet worden; als die Kunde von dem Angriff der Feinde ihm bekannt wurde, eilte er schleunigst an die Spitze seiner wohlbewaffneten Cölner und fiel den Belagerern, die solche List nicht ahnten, in den Rücken. In furchtbarem Gemetzel wurden dieselben alsbald gänzlich geschlagen, und siegreich zog Marsilius mit der frohlockenden Bürgerschaar zurück in die befreite Stadt. Seit jener Zeit existirt die Sage von der Holzfahrt, welche später zu einem alljährlichen Volksfeste eine lange Reihe von Jahren Veranlassung gab. Ehedem zeigte man auf der alten Stadtmauer Cölns den sogenannten Marsilstein, wonach heute noch eine Strasse benannt wird, als Denkmal für die List des Statthalters.

Die Weckschnapp.

n der Nähe der Kunibertskirche, am sogenannten „Thürmchen“, zu Cöln stand vor Zeiten ganz dicht am Rheine ein gewaltiger Thurm, der unter dem Volke als die „Weckschnapp“ bezeichnet wurde und der zu den schauerlichsten Gerüchten Veranlassung gab. Und was von dem festen, aus Quadersteinen erbauten Thurme gesagt wurde, war ganz danach angethan die Volksreden zu bestätigen, denn in denselben wurden seiner Zeit die Verbrecher der Patriziergeschlechter geführt und in ein Gemach gebracht, welches durch eine Fallthüre mit dem Rheine in Verbindung stand, und wo die Verurtheilten nach der Anordnung eines geheimen Richterspruches den Hungertod erleiden oder einem weniger schrecklichen Schicksale anheimfallen sollten. Wenn der Verurtheilte dem Hungertode nahe war, so wurde oben durch die Decke des Gemaches ein Weck (Weissbrod) herabgelassen, jedoch nur so weit, dass der Schmachtende durch einen Sprung denselben erreichen konnte; wurde dieser Sprung aber wirklich ausgeführt, so öffnete sich unter dem Springenden eine Fallthüre, und derselbe stürzte durch einen von Messern starrenden Schlund hinab in die Tiefe des Rheines.

Einstmal war auch der Sohn einer reichen Patrizierwittwe in Folge seines wüsten, ausschweifenden Lebens zu der „Weckschnapp“ verurtheilt worden und schon befand sich der unglückliche Jüngling mehrere Tage in dem fürchterlichen Gefängniss. Drohend erhob sich das schreckliche Schicksal vor

seinen Augen, und nur in heissem Gebete fand er noch Stärke dem gewissen Tode in's Antlitz zu schauen. Die Tage vergingen, und mit jedem Morgenroth quälte der Hunger den Gefangenen mehr und mehr. Schon wankten die Kniee, schon dunkelte es vor seinen Blicke, da fasste der Jüngling den Entschluss, den gewagten Sprung nach dem Brode zu thun, und seine letzten Kräfte zusammenraffend, flog er im weiten Bogen der Decke des Gemaches entgegen. Jedoch ohne den „Weck" zu erreichen fiel er zurück auf die Fallthüre, die sich krachend unter dem Drucke öffnete und den Verurtheilten hinab in die Fluthen des Rheines stürzen liess. — —

Jahre waren seitdem vergangen und längst beweinte die alte Matrone den verlorenen Sohn, da öffnete sich an einem klaren Frühlingstage die Thüre ihres einsamen Gemaches, und herein schritt ein stattlicher, reich gekleideter Herr, der sich bald eingehend nach dem einst verurtheilten Sohne erkundigte. Thränenden Auges erzählte die unglückliche Mutter das Schicksal ihres Kindes. Da hielt der Herr nicht länger an sich, mit dem Rufe „Mutter" stürzte er zu Füssen der Wittwe und barg sein Haupt an ihrem hochaufpochenden Herzen. Und wirklich er war es, den einst jugendlicher Leichtsinn in die „Weckschnapp" brachte. Durch eine Fügung des Himmels war er gerettet worden, und in fremdem Lande hatte er reichliche Güter erworben, mit deren Hilfe er nun den Lebensabend seiner schwergeprüften Mutter verschönte, bis sie ihr müdes Haupt sanft bettete zum letzten Schlummer.

Der Bürgermeister Gryn.

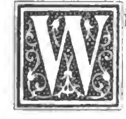

Einst lebte zu Cöln ein Bürgermeister mit Namen Gryn, der, wie schon so viele seines Standes, kein Freund des Erzbischofs war, und sich mit diesem in beständigem Hader befand. Um den Mann, der mehr das Interesse der Stadt, als die der kurfürstlichen Durchlaucht im Auge hatte, zu beseitigen, beschlossen die Anhänger des Erzbischofs zu einer List zu greifen, da, wie sie sich sagen mussten, mit offener Gewalt nichts zu erreichen war. Der Bürgermeister wurde desshalb eines schönen Tages in das erzbischöfliche Palais beschieden, und als er erschien in ein Gemach geführt, wo er einige Augenblicke verharren sollte. Als Gryn in dem Zimmer Platz genommen, wurden die Ausgänge von seinen Feinden verschlossen, und im Hintergrunde öffnete sich alsbald eine Thüre, durch welche ein gewaltiger Löwe auf den wehrlosen Bürgermeister losstürzte. Dieser hatte sofort seine schreckliche Lage begriffen, und muthig, wie er war, trat er dem Wüstenkönig entgegen. Im Augenblick hatte er den Mantel um seinen rechten Arm gewunden, und als der Löwe seinen Rachen aufsperrte, um nach Gryn zu beissen, stiess dieser ihm den umwickelten Arm bis tief in den Hals hinein und drückte ihm mit der anderen Hand die Kehle zu. Es währte nicht lange, so war auch das Unthier überwunden und stürzte todt zu den Füssen des Bürgermeisters nieder. Dieser war nun von der furchtbaren Gefahr zerrissen zu werden, befreit, jedoch drohte ihm nunmehr der Tod durch Verhungern. Allein Gott, der ihn erhalten wollte, liess in dem entscheidenden Augenblicke, das Volk sich

seines Bürgermeisters erinnern. Da man ihn vermisste, und von seinem Gange in's Palais erfahren hatte, so zogen grosse Schaaren Bewaffneter dorthin, und verlangten Auskunft über Gryn. Und als ihnen solche nicht wurde, so drangen sie mit Gewalt in das Gebäude, und fanden hier den Bürgermeister nebst dem erwürgten Löwen. Im Triumphe wurde Gryn darauf nach Hause gebracht, und noch heutigen Tages zeigt ein steinernes Bild am Portale des Rathhauses dem Besucher von Cöln die einst stattgefundene Scene.



Meister Gerhard.

Der Baumeister des Cölner Domes.



Wie alles Grosse und Erhabene stets von dem Volke mit einem Sagenkranze umgeben wurde, so haben denn auch die einzelnen Gotteshäuser ihre mythische Geschichte, und gibt es kaum eine Domkirche, deren Erbauungsplan etc. nicht mit einer überirdischen Inspiration oder dergl. in Verbindung gebracht wird. Auch der grossartigste Bau der Erde, der himmelanstrebende Dom der rheinischen Metropole hat selbstredend seine Sagen; denn das nun vollendete Riesenwerk, an dem von der ersten Grundsteinlegung bis zur Vermaurung des Schlusssteines volle sechs Jahrhunderte vorüberzogen, lenkte die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich, und als lange Zeit der Weiterbau des Gotteshauses eingestellt wurde, da verbreitete sich im Volke das Gerücht von einer angeblichen Prophezeihung, wonach eine Vollendung des Domes nie zu erwarten

sei. Als Grund dieser Annahme erzählte man sich folgende Sage. Der Leiter des grossartigen Bauwerkes, Meister Gerhard von Rile war ein gar stolzer Mann, der mit seinen Kenntnissen einen grenzenlosen Hochmuth verband, und es daher Jedem, der es hören wollte, sagte, dass seines Gleichen weder in deutschen, noch in welschen Landen zu finden sei. Unter seiner Aufsicht schritt aber auch das Werk immer mehr und mehr fort, und schon war das hohe Chor kunstgerecht vollendet, als eines Tages Gerhards stolzer Sinn für immer gebrochen werden sollte. Hoch oben auf dem Domkrahnen stand der Meister und betrachtete selbstbewusst seine Schöpfung; da trat plötzlich aus dem Balkenwerke ein hochgewachsener Mann hervor, dessen Kopf mit einem schwarzen, mit rother Hahnenfeder verzierten Barett bedeckt war, und von dessen Schultern ein langer, feuerfarbener Mantel niederwallte. Er ging auf Gerhard zu und bot ihm freundlich seinen Gruss. Der Meister dankte, und fragte den Unbekannten nach seinem Begehr. Dieser erklärte, dass er ein welscher Baumeister sei, und rühmte mit grossem Redeschwall seine eigene Kunstfertigkeit. Gerhard hörte diesen Ausführungen schweigend zu, und als ihm das Eigenlob des Fremden doch endlich allzu stark erschien, lachte er laut auf, und meinte: „Nun, guter Freund, Ihr treibt's doch gar zu arg; Ihr werdet wohl auch nur so ein Pfuscher sein, der durch eigenes Weihrauchstreuen seine Unwissenheit verbergen will!“ Ob solcher Rede wurde der Andere sehr ergrimmt, und fragte den Dombaumeister, ob er mit ihm wohl eine Wette machen wolle; er wolle nämlich in viel kürzerer Zeit von Trier bis Köln, also auf einer Strecke von etwa 40 Stunden einen unterirdischen Kanal bauen, als Gerhard den Dombau vollende.

Letzterer lachte darauf und frug lustig nach dem Preis der Wette. „Deine Seele“, grinzte der Fremde, und fuhr dann fort: „wenn ich in Gestalt einer Ente auf dem Wasser des Kanals dahergeschwommen komme, ehe der Dom fertig dasteht, gehört dieselbe mein“. Mit diesen Worten war der sonderbare Gast verschwunden, und Gerhard befand sich allein auf dem Domkrahnen. Von dieser Stunde an war der Meister wie umgewandelt, seine Fröhlichkeit war dahin, und traurig und in sich gekehrt, ging er seiner Beschäftigung nach, dabei seine Arbeiter immer zu grösserem Fleisse ansporend. Den stürmischen Bitten seiner Hausfrau endlich nachgebend, erzählte der Meister das ganze Vorkommniss und die Ursache seiner Traurigkeit, fügte aber hinzu, dass es ihm für die Gewinnung der Wette gar nicht bange, indem in dem Kanal nur dann Wasser fliessen könne, wenn in gewissen Zwischenräumen Luftlöcher gelassen würden; da sein Gegner indessen dieses nicht wisse, so werde er die projektirte Wasserleitung wohl nie fertig stellen. Zur gleichen Zeit, als dies sich in dem Hause des Baumeisters zutrug, verkehrte in demselben häufig ein fremder Mann, der sich als fahrender Magister ausgab, und das grösste Interesse für Gerhard an den Tag legte. So sass er denn auch einmal wiederum bei des Baumeisters Frau und erkundigte sich, wie schon so häufig, nach der Ursache der steten Traurigkeit ihres Eheherrn. Redselig erzählte die Frau darauf Alles was sie wusste, und verschwieg auch keineswegs das Geheimniss in Betreff der Luftlöcher. Kaum war ihr indess diese Mittheilung entfahren, als mit Hinterlassung eines fürchterlichen Gestankes und unter lautem Hohngelächter der Magister vor ihren Augen verschwand.

Wenige Tage später stand Gerhard wie gewöhnlich auf dem Domkrahnen und trieb seine Werkleute zu schnellerer Arbeit an, als er plötzlich das laute Geschnatter einer Ente vernahm. Erschrocken warf der Meister jetzt sein Werkzeug hin, und stürzte sich von der Höhe des Krahnens herab; doch seinem Schicksal sollte er nicht entgehen, denn in demselben Augenblicke erschien der Satan und fuhr ihm in Gestalt eines zottigen Pudelhundes nach und führte seine Seele in die Hölle. Dieses Ereigniss wurde später bildlich in Stein ausgehauen, und an dem Domkrahnen zum ewigen Andenken angebracht.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und der Volksglaube, dass der kölner Dom nie fertig werden würde, ist durch die Meister des neunzehnten Jahrhunderts im Verein mit der Opferwilligkeit des Volkes seiner Stütze beraubt worden. Am 4. August 1880 verkündeten die Domglocken das frohe Ereigniss. In erhabener Grösse stand das von unsern Vorfahren geplante Riesenwerk vollendet da, und weder die geglaubte Beeinträchtigung durch den Satan, noch Meister Gerhards Fluch, den er allnächtlich über den Bau ausgesprochen haben soll, hat der Vollendung des grossartigsten Gotteshauses, das der Erdball besitzt, entgegentreten können. Es steht da in seiner ganzen Grösse und seine Thore sind, um mit dem hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. zu sprechen, die schönsten der Welt.

Geschichtliches. Cöln, ursprünglich Ara Ubiorum „Altar der Ubier" genannt, wurde an der Stelle eines römischen Lagers von den Ubiern, welche sich unter den deutschen Völkerschaften durch Wohlstand und feinere Sitten auszeichneten, gegründet und im Jahre 50 n. Christi durch die von der Kaiserin Agrippina hingesandte römische Veteranen-Colonie nach dem Namen der mächtigen Kaiserin Colonia Agrippina genannt, (die Einwohner hiessen

Agrippinenser). Agrippina, Tochter des Germanicus, Gemahlin des Kaisers Claudius war hier geboren, verrieth ein lebhaftes Interesse für ihren Geburtsort und zeichnete Cöln vor allen anderen Rhein-Städten aus. Es wurde die Hauptstadt des römischen Rheinlandes, resp. des unteren Germaniens, welches sich bis Mainz erstreckte. Die Stadt genoss grosse Freiheiten: freie Verfassung, selbstgewählte Obrigkeiten, Steuerfreiheit u. a. m. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts eroberten die Franken Cöln und erhoben es zum Mittelpunkt der rheinisch-fränkischen Macht. Unter Chlodwig, der sich 508 als König in Cöln huldigen liess, jedoch anderswo seinen Wohnsitz nahm, verlor die Stadt wieder an Bedeutung. Unter dem Kaiser des Sächsischen Hauses erhielt sie grosse Freiheiten und Rechte und entwickelte sich derart, dass sie im 13. Jahrhundert die reichste und schönste Stadt Deutschlands genannt wurde. Ihre Einwohnerzahl bezifferte sich auf 160,000. Sie war Haupthandelsplatz für das westliche Deutschland und dabei Sitz der Künste und Wissenschaften. Grosse Männer auf dem Gebiete der Malerei nennt die Stadt ebenfalls ihre Söhne und die Namen eines Buys, Hülsmann, Rubens, Cornelius, Schutt, Pottgiesser, Manskirsch, Beckenkamp und viele Andere verleihen der Stadt einen unvergänglichen Ruhm. Nebst Mainz ist Cöln die erste Stadt gewesen, worin die Buchdruckerkunst sich niederliess. Im Jahre 1462 zog Ulrich Zell, einer der ersten Setzer und Aufseher bei Fust und Guttenberg dorthin und druckte daselbst bis 1495. Ihm nach folgten dann mehrere Andere, die zum Theil grosse Buchdruckereien errichteten. Die Production war eine sehr grosse, und kaum etwas über das Jahr 1500 zählte man schon 4—5000 Bände. Die älteste cölner Bibel noch vor 1470 begonnen und mit vielen Holzschnitten verziert, erlebte in 5—6 Jahren zwei verschiedene Auflagen in 2 Bänden Grossfolio. Von den Buchdruckereibesitzern bekleideten Mehrere sogar die Senatorwürde der Stadt Cöln. Ihre Universität, die 1388 von dem kölnischen Senat gestiftet, am 9. Juli desselben Jahres von Pabst Urban IV. bestätigt und 22. Dezember 1388 Nachmittags 3 Uhr im Domcapitelshause feierlichst eröffnet wurde, war die wichtigste des Mittelalters und übte einen bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung deutscher Gelehrsamkeit, indem die berühmtesten Professoren die Lehrstühle der Universität inne hatten. Volle vier Jahrhunderte besass Cöln diese Pflanzstätte des Wissens und zwar bis die Fremdherrschaft der Franzosen sie durch Gesetz vom 10. März 1793 für immer unterdrückte. Aber schon bevor diese Entscheidung ge-

troffen wurde, war Cöln von seiner ehemaligen Grösse herabgesunken, und im Jahre 1786 hatte der Kurfürst Max Franz die unter seinem Vorgänger Max Friedrich in Bonn errichtete Academie bereits in eine Universität verwandelt, und dadurch Cöln in Betreff der Wissenschaft einen gewaltigen Stoss versetzt. Alle Anstrengungen der Cölner die Aufhebung der Universität zu erreichen, blieben erfolglos, bis die Franzosen auch diese junge Blüthe knickten.

Cöln in politischer Beziehung ehedem ebenfalls gross und mächtig, sank durch die fortwährenden Reibungen zwischen den Patriziern und dem Volke, sowie durch die Religionskriege von seiner Höhe so sehr herab, dass es kaum 40,000 Einwohner zählte. Mit dem Einzug der Franzosen, 1794 hörte Cöln auf, freie Reichsstadt zu sein, welches es von 1212 an war. Unter dieser Herrschaft verlor es noch mehr. Die zahlreichen Klöster wurden säcularisirt; die Kirchen und Kapellen, über 300 an der Zahl schmolzen zusammen. Nachdem die Franzosen durch die Befreiungskriege aus den Rheinlanden vertrieben worden, erholte sich die Stadt und entwickelte sich fortwährend, so dass sie heute wieder einen der ersten Plätze unter den deutschen Städten einnehmen darf. Seit 1883 ist die Stadt durch die neue Umwallung bedeutend erweitert worden. Die Einwohnerzahl beziffert sich gegenwärtig auf 155,000.

Das Christenthum fasste in Cöln frühe tiefe Wurzel; schon bei den dort lebenden Ubiern zeigten sich Spuren des Christenthums. Es wurde durch den heil. Maternus, ein Schüler des Apostelfürsten Petrus, und erster Erzbischof von Cöln, der im 1. Jahrhundert dorthin kam, verbreitet. Man zeigte eine so grosse Gottesfurcht, dass die Stadt den Namen die „hillige“ (heilige) Stadt erhielt. So entstand denn auch in seinen Mauern das höchste Meisterstück der Baukunst mittelalterlichen Blüthezeit: sein weltberühmter Dom. Der erste Gedanke zum Bau desselben rührt von Erzbischof Engelbert her; jedoch begann erst sein Nachfolger Conrad von Hochstadten den Bau, wozu er am 14. August 1248 den Grundstein legte. Erst im Jahre 1320 konnte ein Theil, der hohe Chor, zum Gottesdienste eingeweiht werden. Der Fortbau ging sehr langsam von statten und gerieth sogar im 16. Jahrhundert ganz ins Stocken. 1816 bewilligte König Friedrich Wilhelm III. die Gelder für die nothwendigsten Reparaturen und hiermit erwachte wieder das Interesse für den majestätischen Bau. Dem Ziele, den Bau rascher vollendet zu sehen, ist man jedoch erst

unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV., dem eifrigen Förderer für Kunst und Wissenschaft näher gerückt und hat dann ununterbrochen daran fortgearbeitet, bis der Dom 1880 in seiner ganzen erhabenen Pracht vollendet wurde.

Wir wollen hier das schöne Gedicht von Levin Schücking wiedergeben, in welchem der grossartige Anblick des Chores geschildert wird.

Ich klomm auf deinen Zinnen,
Sah deines Chores Pracht,
Und schaute dich tief innen,
Als wär' dein Bau vollbracht:
O Wölbung, kühn geschlossen,
Wie schwebend in der Luft,
Geheimnissyoll durchflossen
Von heilgem Weihrauchduft!

O Pfeiler, himmelragend,
Umspielt von farb'gem Licht,
Das Ungeheure tragend,
Als trüget ihr es nicht;
O Riesenblum aus Klippen
Wie ein Gewand gewirkt,
Durchbrochene Felsenrippen
In Rosen ausgezirkt.

O Welt im Meer des Schönen,
Emporgerauscht zum Herrn
Und wie von Donnertönen
Gebaut in Felsenkern;
Das ist kein ird'scher Meister,
Der solche Tempel denkt,
Das hat der Geist der Geister
In Menschenbrust gesenkt. —

Rodenkirchen.

Der heilige Maternus.

ie Stadt Cöln wurde ehemals weit und breit die „hill'ge“ (heil'ge) Stadt genannt, nicht allein, weil sie eine grosse Zahl Kirchen und Klöster (ca. 250) besass und viele Ordensgesellschaften daselbst ihren Sitz hatten, sondern auch desshalb, weil in ihren Mauern berühmte Männer der Kirche gelebt und gewirkt haben. Die Reihe derselben finden wir schon durch die Jünger des h. Petrus eröffnet. Unter ihnen befand sich auch Maternus*), welcher vom Apostel Petrus ausgesandt war, um das Evangelium zu predigen. Er starb aber im Elsass auf dem Wege nach Trier. Seine Gefährten Eucharius und Valerus überbrachten dem Apostel Petrus die Nachricht von seinem Tode. Dieser gab ihnen darauf seinen Stab mit, auf dass sie den Gestorbenen durch Berührung mit demselben im Namen Jesu Christi wieder zum Leben erwecken sollten. Die beiden Genossen kehrten nach der Grabstätte von Maternus zurück und erweckten denselben, wie ihnen der Meister befohlen vom Tode, nachdem er 40 Tage im Grabe gelegen hatte.

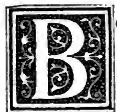
Maternus zog nun nach den Niederlanden und schlug seinen Sitz in Cöln auf, von wo aus er auch der Kirche in Trier als Oberhaupt vorstand. Maternus starb im Jahre 130, nachdem er den bischöflichen Stuhl von Cöln und Trier eben so viele Jahre eingenommen, als er Tage im Grabe gelegen hatte. Nach seinem Tode entstanden zwischen Trier und Cöln wegen der Leiche des Verstorbenen Streitigkeiten,

*) Der erste Bischof von Cöln.

jede der beiden Städte machte das Eigenthumsrecht geltend. Da erschien den Streitenden ein Engel in Gestalt eines ehrwürdigen Greises, der sie zum Frieden mahnte und ihnen den Rath gab, den Leichnam in ein Schiff zu legen und dasselbe den Wellen preis zu geben. Diejenige Stadt, zu welcher der Strom das Schifflein führen würde, solle den Leichnam erhalten. Die Cölner brachten nun mit grosser Feierlichkeit den Leichnam in ein Schiff und gaben es in spannender Erwartung den Wellen preis. Dieselben trieben es zum Erstaunen aller Anwesenden stromaufwärts, wo es eine Stunde oberhalb Cöln (im Trier'schen Gebiete) landete. Frohlockend führten die Trierer nun die Leiche gegen Trier und setzten sie in die Gruft des heil. Eucharius und Valerus bei. Die Cölner behielten aber die Eingeweide des heil. Maternus, die sie da, wo das Schifflein gelandet, begruben und an der Stelle ein kleines Kirchlein erbauten, das sie Ruwenkirch nannten.

Geschichtliches. Diese ursprüngliche Bezeichnung des Ortes, welche Trauer und Reue bedeutet, ist später im Volksmunde in „Rodenkirchen" übertragen worden. Der Ort heisst auch heute noch so und liegt oberhalb Cöln in anmuthiger Lage mit einer schmuckvollen neuen Kirche in der Nähe der alten Maternus-Kapelle. Jedes Jahr im Monat September wird daselbst zu Ehren des heil. Maternus eine 8tägige Andacht abgehalten, die mit einem Volksfeste verbunden ist, zu welcher die Cölner und Bewohner der ganzen Umgegend schaarenweise hinströmen.

Bonn.



onn, das castra bonnensia der Römer, auf der linken Seite des Rheins in romantischer Gegend gelegen, war seit den ältesten Zeiten ein viel benutzter Uebergangspunkt über diesen Strom, der aus Gallien nach dem eigentlichen Germanien führte. Schon die alten Ubier hatten hier eine Ueberfahrt und einen Handelsplatz, und die Römer errichteten demgemäss später hier einen Altar ihres Handelsgottes Mercur, den erst der heilige Maternus umstürzte. Später wurde in Bonn eines der 50 Kastellen erbaut, welche Drusus zum Schutze der römischen Grenze am Rheine anlegte Es war lange Zeit Standquartier mehrerer Legionen und auf dem Römerplatz, auf dem später eine Kirche zum Ruhme des heiligen Remigius erbaut wurde, stand ein Altar der römischen Siegesgöttin. Aber schon im Bataverkriege 70 n. Chr. zerstört, wurde Bonn nach diesem Kriege neu befestigt, hatte aber bei der grossen Christenverfolgung unter Diocletian wieder viel zu leiden, da die hier stationirte Thebaische Legion grösstentheils aus Christen bestand. Die Hauptleute Cassius und Florentius starben mit vielen ihrer Genossen an der Stelle der sogenannten Mordkapelle den Märtyrertod. Nach dem Siege des Christenthums über das Heidenthum nahm dann die Mutter des Kaisers Constantin, die heilige Helena, ihren Wohnsitz in Bonn und wurde der Sage nach die Gründerin der heutigen Münsterkirche. In der ersten Hälfte des Mittelalters hatte die Stadt durch die Kämpfe der Allemanen und Franken sowie durch die Züge der Hunnen und Normannen viel zu leiden, die ebenso wie später die nie-

derländischen Kriegsunruhen sich hierher hinaufgezogen, und die da das enger werdende Rheinthal ihr weiteres Vordringen hemmte, in der Zerstörung dieser Gegend ihre Wuth und Kraft austoben liessen. So blieb Bonn lange unbedeutend. Eine Zeit neuen Glanzes begann erst, als die Erzbischöfe von Köln sich durch ihre Streitigkeiten mit den Bürgern des mächtigen Cöln genöthigt sahen, ihren Wohnsitz nach Bonn zu verlegen, dessen starke Befestigungen ihnen hinreichenden Schutz gewährte. Aber diese Auszeichnung, der befestigte Wohnsitz der mächtigen Erzbischöfe von Cöln zu sein, brachte der Stadt zunächst nur wieder öftere Belagerungen und Verwüstungen: so in den häufigen Streitigkeiten der Erzbischöfe mit Cöln, im Truchsessischen, im 30jährigen Kriege und in den Kriegen mit Ludwig d. XIV., als die Erzbischöfe in enger Verbindung mit dem Deutschland feindlichen französischen Hofe standen. Von allen diesen Belagerungen aber war keine hartnäckiger und verderblicher, als die Belagerung von 1689, in welcher Bonn von Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, dem späteren Könige Friedrich I. an der Spitze von kaiserlichen, kurbrandenburgischen, holländischen und münsterschen Truppen vom 24. Juli bis zum 15. October der Art beschossen wurde, dass die ganze Stadt bis auf 20 Häuser eingeäschert und unter anderem auch das städtische Archiv vernichtet wurde. Daher konnte sich Bonn glücklich schätzen, als in Folge eines Artikels des Rastatter Friedens die verhängnissvollen Festungsmauern 1717 auf Verlangen der Holländer geschleift wurden. Endlich war es der so oft heimgesuchten Stadt vergönnt, dauernde Ruhe und die Segnungen des Friedens zu geniessen. So erhob es sich dann unter den prachtliebenden drei letzten

Kurfürsten, von ihnen durch bedeutende Anlagen und grossartige Bauten verschönert, zu einem neuen Glanze. Joseph Clemens legte schon 1718 den Grundstein zu dem neuen, weitläufigen Residenzschlosse, dem jetzigen Universitätsgebäude. Max Friedrich stiftete hier eine Akademie 1777, die sein Nachfolger Maximilian Franz 1784 zur Universität erhob. Aber als nach dem Ausbruche des französischen Revolutionskrieges die Franzosen am 7. October 1704 in die Stadt einrückten und als das Kölner Kurfürstenthum zusammenbrach, da wurde die neue Universität wieder geschlossen und die eben erst sich erschliessende Blüthe der Stadt welkte schnell wieder dahin. Erst mit der Besitznahme der Rheinlande durch Preussen und die Gründung der Friedrich-Wilhelm Universität begann ein neues Aufblühen. Das Münster mit seinem himmelanstrebenden Thurm, an der Stelle der von der heiligen Helena gegründeten Kirche im 12. und 13. Jahrhundert erbaut, ist eine der grossartigsten Kirchen des sogenannten Uebergangsstiles und gilt überhaupt für eines der schönsten romanischen Denkmäler des Mittelalters. Als hervorragendster Sohn der Stadt Bonn ist der grosse Tonschöpfer Ludwig van Beethoven zu nennen, der am 17. Dezember 1770 in der Bonngasse daselbst geboren wurde.



Der Kreuzberg.

Soll dich des Lebens reiches Bild entzücken? —
Zu jener Höhe klimme froh hinan!
Ein Zauberland, das alle Reize schmücken —
Zu deinen Füssen siehst du's aufgethan.

Der Strom mit seinen breiten Silberflügeln
Reich eingefasst von jungen Rebenhügeln,
Des Hochgebirges altergraues Haupt
Gekrönt mit stolzen Trümmern, waldumlaubt;
Das Thal mit seinen Hütten und Palästen
Von Gott geschmückt zu tausend Freudenfesten,
— Was je des Menschen trunknen Blick erfreut,
Lacht hier vereint in reicher Herrlichkeit.

Agnes Franz.

Eine halbe Stunde Wegs von Bonn erhebt sich auf einer steilen Anhöhe, etwa 100 Meter über dem Rheinspiegel der Kreuzberg, auf dessen Plattform die weithin sichtbare Kirche nebst Klostergebäude sich befindet. Nachdem die in der Nähe gelegene Kapelle, an welcher die Heiligen Cassius, Florentius und Malusius den Märtyrertod erlitten, in Verfall gerieth, lies der Kurfürst Ferdinand die Kirche neu erbauen und zwar an der Stelle, wo sein Pferd bewegungslos stehen blieb, als er zur Bestimmung des Bauplatzes auf den Kreuzberg geritten war. Der Grundstein wurde im Monat Mai 1627 gelegt und ein Jahr später die Kirche eingeweiht. Die ersten Ordensbrüder, welche sich dort niederliessen, waren Serviten aus Böhmen. Das Portal des Vorbaues nach Osten stellt die Façade des Palastes von Pontius Pilatus zu Jerusalem vor, worin Jesus Christus verurtheilt wurde. Es wurde unter dem Kurfürsten Clemens August 1746 errichtet. Von den Klostergebäulichkeiten ist nur ein Anbau noch vorhanden. Die berühmte Wallfahrtskirche hat eine hohe prächtige Treppe von 28 Stufen aus italienischem Marmor, eine Nachahmung der heiligen Stiege beim Lateran zu Rom, der Treppe aus dem Hause des Pilatus, auf welcher Christus mehrmal hinauf und hinabstieg, und die mit seinem Blute bespritzt wurde. In jeder Stufe sind besondere Reliquien eingelassen, da-

her die Stiege nicht mit den Füssen berührt werden darf, sondern auf den Knieen erstiegen werden muss. In der Todtengruft unter der Kirche zeigte man früher die Leichen von circa zwölf Klosterbrüdern, die nicht verwest, sondern mumienartig ausgetrocknet sind. Jetzt ist diese Gruft geschlossen, und über die Ursache der Schliessung erzählt man sich im Volke, dass vor Jahren einmal ein reicher, englischer Lord die Grabstätte besucht, und einer der Leichen einen Finger abgeschnitten habe. Das eigenthümliche Andenken hätte indessen den Lord bei Tag und Nacht so sehr beunruhigt, dass er, um den Frieden seines Gewissens wieder herzustellen, den geraubten Finger nebst einem ansehnlichen Geldgeschenke zurückgesandt habe. Die Klosterbewohner hätten sich durch diesen Vorfall veranlasst gesehen, den Eintritt in die Gruft zu untersagen, und seit dieser Zeit sei dieselbe Niemanden mehr zugänglich. Um den Klostergarten des ehemaligen Jesuitenklosters führt ein Stationenweg mit sehenswerthen Stationsbildern, die von einem Laienbruder kunstreich modellirt und in Thon gebrannt sind.



Das Siebengebirge.

In herrlicher majestätischer Pracht erhebt sich etwa zwei Stunden oberhalb Bonn auf der rechten Rheinseite eine Gruppe von Bergkuppen, Kegeln und lang gestreckten Bergrücken in weichen; abgerundeten Formen, die theilweise mit Hochwald und üppigem Grün bewachsen

sind. Es ist das vulkanische Siebengebirge, der nordwestliche Vorsprung des Westerwaldes. Siebengebirge heisst die so gestalten- und sagenreiche Bergmasse, weil sie von den verschiedensten Seiten aus gesehen, dem Auge stets sieben gesonderte Bergkegel zeigt, die malerisch schön sich neben und übereinander gruppiren. Nirgendwo sonst möchte sich wohl wie hier auf dem engen Raume von kaum einer Quadratmeile eine solche Fülle hoher und schroffer Bergkegel von so mannigfaltiger Gestalt zusammengedrängt finden, die durch den eigenthümlichen Wechsel von Gestalt und Färbung so ausserordentlich das Auge fesseln und erfreuen. Von den sieben durch ihre Grösse besonders hervortretenden Bergen liegen drei unmittelbar am Flusse. Rheinabwärts fahrend sieht man zunächst den Drachenfels, der sich vielfach zerklüftet, unmittelbar an dem Ufer des Flusses 324 M. über dem Meeresspiegel erhebt. Auf seinem ersten Sattel trägt er ein Gasthaus und eine Spitzsäule, die 1857 zur „Erinnerung an die patriotische Hingabe des rheinischen Volkes und an die Errichtung des freiwilligen Landsturmes vom Siebengebirge in den Jahren 1813, 1814 und 1815 errichtet wurde, und seine Spitze krönt ein 30 M. hoher Thurm, die Ruine der Burg Drachenfels. In der Mitte des Berges befindet sich die „Drachenhöhle“, wo der Sage gemäss der Drache hauste, den Siegfried, der Held der Nibelungen bekämpfte und erschlug, und in ihrer Nähe an der Domkaule wächst ein dunkler Rothwein, das „Drachenblut“. An den Drachenfels schliesst sich, 333 M. hoch, der Petersberg, der auf seiner 25 Hektaren messenden Oberfläche ein Wirthschaftsgebäude und eine Wallfahrtskapelle des heiligen Petrus trägt. Weiter abwärts erhebt sich, 327 M. hoch, der Bergkegel der Wolken-

burg. Aus dem Trachyt, der in den Steinbrüchen dieser Berge gewonnen wird, wurden die Münsterkirche zu Bonn und der Dom zu Köln erbaut. Hinter diesen drei Bergen bilden vier andere die zweite Reihe. Unter ihnen ist der 463 M. hohe Oelberg mit vielen Basaltfelsen, der höchste Punkt des Siebengebirges, wo dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung wie eine Reliefkarte vor dem Wanderer liegt, und vom 459 M. hohen Löwenberg reicht der Blick über das bergische Land weit hinaus bis zu den Bergen Westfalens. Ausser diesen liegen in der zweiten Reihe noch der Lohrberg 439 M. und der Nonnenstromberg 337 M. hoch. Weniger hervorragend sind Hemmerich, Stenzelberg und Rosenau.

Ihr Siebenberge nehmt des Dichters Gruss,
Ihr stolzen, schöngeformten, mächt'gen Kuppen!
Dir wäscht der Strom noch immerfort den Fuss,
O Drachenfels im Kleid von Felsenschuppen!
Der Wolkenburg gebrochner Kegel ragt
Mit stein'gem Helm aus grünen Berges Gruppen,
Der Stromberg, d'rauf ein Kirchlein betend zagt,
Dehnt sich zur Seite; die Genossen höhnet
Der Aulberg, der das Haupt am höchsten wagt;
Die Löwenburg steht breit und waldgekrönet.

Wolfgang Müller von Königswinter.



Die Sage des Drachenfels.

An die eigenthümliche Gestalt dieser Berge, die auf mannigfache vulkanische Eruptionen der Urzeit hindeutet, und an die Ruinen, welche die Höhen krönend im Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens gelegen, Erinnerungen

einer gestaltenreichen Vergangenheit wachrufen, knüpft sich ein reicher Kranz von Sagen, in denen bedeutsame Naturereignisse und Kraftentwicklung von Feuer und Wasser nicht minder ein mächtiges Echo gefunden haben, als das geschichtliche Leben eines der Hauptkulturvölker der europäischen Menschheit. So vereinigen sich hier germanische Mythologie und altdeutsches Volksepos mit dem Sagenkreise Karl's des Grossen und den localen Rittersagen des Mittelalters. Auf dem nahe gelegenen Godesberg hatte Wodan einen Altar, und an der Löwenburg trieben geschäftige Heinzelmännchen ihr Wesen, bis die alles erfassende Cultur auch ihnen Höschen gab und dadurch die naiven Kinder der Natur verscheuchte. In den Klüften des Drachenfelsen hauste der gewaltige Drache, bis ihn Siegfried, der Held des Frankenstammes, erschlug. Hierhin kommt Roland, der gefeierteste unter den Paladinen Karl's des Grossen, und entbrennt in Liebe zu einer Tochter des Landes, aber ein böses Geschick hindert ihre dauernde Vereinigung. Dann vergegenwärtigt eine Menge von einzelnen Sagen das Ritterleben des Mittelalters, während ein grübelnder Mönch in Gedanken an die Ewigkeit Zeit und Wirklichkeit vergisst. Giebt es wohl einen Punkt auf Gottes weitem Erdenrund, wo das Culturleben eines Volkes in so plastischen Gestalten verkörpert und gleichzeitig des Lebens gleichförmiges Einerlei durch so ideale Gebilde vergeistigt erscheint? Lassen wir hier eine der schönsten dieser Sagen in der wechselnden Fassung folgen, die sie allmählich angenommen hat.

Einst zog Jung Siegfried aus seiner Eltern Burg zu Xanten am Rhein stromaufwärts nach den blauen Bergen, nach denen schon lange ihn die Sehnsucht hingezogen hatte. Indem er die wilden Bergschluch-

ten und grausigen Felsklüfte durchzog, traf er in einem schauerlichen Felsthal Mimer, der ein gewandter und berühmter Waffenschmied, aber auch ein gar böser Mann war. Siegfried sah staunend zu, wie der Meister gewaltig mit Feuer und Eisen hantirte, und erklärte, er wolle auch ein Waffenschmied werden. Da verlachten ihn des Meisters ungeschlachtene Gesellen ob seiner zierlich feinen Herrengestalt. Er aber trat zum Ambos, nahm einen gewaltigen Hammer und schlug so kräftig darauf los, dass die schwere Eisenstange wie Glas zersprang und der Ambos tief in den Grund sank. Die Gesellen aber, die ihn verspotteten, traf er so empfindlich mit der Eisenstange, dass sie heulend in den Ecken der Höhle Schutz suchten. Mimer musste nun den gewaltigen Recken aufnehmen; doch bald sann er, wie er ihn wieder los werden könne. Da schickte er ihn eines Tages um Kohlen zu holen zum Weiler in der Nähe der Drachenhöhle. Denn er hoffte der fürchterliche Drachen würde ihn erwürgen. Siegfried aber schlug den Lindwurm mit einer jungen Eiche zu Boden, tödtete ihn und badete sich nach der Vögel Weisung in dem Fette des Drachen. So wurde er hörnern. Zur Schmiede zurückkehrend, erschlug er dann den bösen Mimer und seine Gesellen, schmiedete sich Schild und Schwert und zog weiter aus nach neuen Abenteuern.

So lautet die ursprüngliche Gestalt der Sage, welche das gewaltige Wirken der elementaren Naturkräfte und ihre Unterwerfung unter den Willen des Menschen versinnbildlicht. Das christliche Mittelalter aber gab der Sage folgende Fassung:

Zur Zeit, als die Bewohner des rechten Rheinufers noch Heiden waren und nur erst die Anwohner des linken Rheinufers sich den Segnungen des Christen-

thums erfreuten, hauste in einer Höhle des Drachenfelsen ein wilder Drache von schrecklicher Gestalt, welcher die Gegend ringsum verheerte. Um ihn zu beruhigen, wurden von Zeit zu Zeit ihm gefangene Feinde als Beute zugeführt. Einst waren nun die Heiden über den Rhein gezogen und brachten unter anderen Gefangenen auch eine Jungfrau von edlem Geschlechte und wunderbarer Schönheit heim. Als man zur Theilung der Beute schritt, forderte ein jeder der Anführer die Jungfrau auf sein Beutelos. Schon griffen die erhitzten Gemüther zum Schwert, da erschien des Stammes Priesterin und erklärte, die Jungfrau dürfe keinem angehören, sondern müsse für des Landes Wohl dem Drachen geopfert werden. Gegen den Ausspruch der Priesterin wagte Niemand sich aufzulehnen und selbst Ottfried, einer der Führer, welcher die Jungfrau besonders heftig gefordert hatte, ging nun gesenkten Blickes traurig davon. So wurde die Jungfrau gefesselt in die Nähe der Höhle geführt, wo das Unthier hauste, und das ganze Volk erwartete voll Neugier das kommende Schauspiel. Kaum hatte der Drachen sein Opfer erspäht, so stürzte er voll Wuth darauf zu. Als die Jungfrau aber ein kleines Kreuzchen aus dem Busen nahm und dies dem Thier entgegenhielt, wich der Drache scheu winselnd zurück und stürzte die steile Felsenwand herab, auf welcher die Jungfrau angebunden war. Zerschellt kam er unten an, und Ottfried bohrte sein Schwert in des Drachen Lenden und tödtete vollständig diese Plage des Landes. Dann eilte er hinauf und löste die Stricken, mit denen die Jungfrau angebunden war. Diese erklärte der staunenden Menge die Bedeutung des Kreuzes und bekehrte viele zum Christenthum. Einer der ersten, welche Christen wurde, war Ottfried,

[illegible]



Componirt und in Stahl ges. von F. Foltz

DRACHENFELS

dem später die Jungfrau ihre Hand reichte und glücklich mit ihm als seine Gemahlin auf dem Drachenfelsen lebte.

So versinnbildlicht die christliche Sage die Milderung der ursprünglichen Wildheit der germanischen Völker durch die Einführung des Christenthums. — Eine andere Fassung der Sage, die nach Simrocks Bericht im Munde des Volkes lebt, deutet den Untergang des gewaltthätigen Raubritterwesens als herbeigeführt durch die Anwendung des Schiesspulvers in derKriegsführung der neueren Zeit. Diese Fassung lautet:

In der Höhle des Drachenfelsen hauste ein gewaltiger Drache, welcher die vorbeifahrenden Schiffer anfiel und tödtete. Dies trieb er so lange, bis einst ein mit Pulver beladenes Schiff vorbeikam. Sein Feuerrachen entzündete das Pulver, so dass es explodirte und das Fahrzeug zersprengte, aber auch den Drachen zerschmetterte. So wurde die Gegend von der furchtbaren Geissel befreit.

Auf diese Weise ändern mit dem fortschreitenden Culturleben sich die Sagen der Völker und geben in ihrer wechselnden Fassung Zeugniss von dem jedesmaligen Culturzustande des Volkes.

Geschichtliches. Auch in der Geschichte spielen die Höhen des Siebengebirges, die als natürliche Wächter die Zugänge vom Niederrhein zum Mittelrhein beherrschen, eine bedeutsame Rolle. Schon der römische Kaiser Valentinian soll 363 bis 368 n. Chr. Geburt auf diesen Bergkegeln Schutzwarten gegen die Einfälle der Franken errichtet haben. Im Jahre 450, als der Hunnenkönig Attila den Rhein hinabzog, soll der Frankenherzog Childerich sie besetzt gehalten haben, um das weitere Vordringen der wilden Horden zu hemmen, und spätere Frankenkönige sollen am Fusse der Berge ihr Winterlager aufgeschlagen und so dem Orte Königswinter Entstehung und Namen gegeben haben. Der Erzbischof Friedrich I. von Köln erbaute, als die Schaaren des mit dem Banne belegten Kaisers Heinrich des V. das kölner Erzbisthum

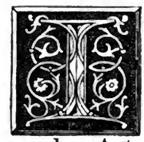
verwüstend durchzogen, 1117 die Burgen Drachenfels, Löwenburg und Wolkenburg, um sein Land zu schützen, und später während der Wirren des Interregnums erneuerte und verstärkte Erzbischof Conrad von Hochstaden diese Befestigungen. Auf diesen Burgen hausten dann während des Mittelalters mächtige Grafengeschlechter, die in der Localgeschichte des Kölner Erzbisthums eine wichtige Rolle spielten, besonders aber ragten die Burggrafen von Drachenfels unter den Rittergeschlechtern mächtig hervor, zuerst als Vögte des Erzbischofes von Köln, dann aber auch als freie Herren. In den Stürmen des 30jährigen Krieges aber, als die Schweden im ganzen Erzstift verheerend wütheten, wurden diese Burgen bald von den Schweden, bald von den Spaniern eingenommen, und gegen das Ende dieses Krieges wurden die Burgen Drachenfels und Wolkenburg von dem kölner Kurfürsten Herzog Ferdinand von Bayern zerstört, um nicht genöthigt zu sein, in ferneren Kriegen diese Vesten zu bemannen und mit dem Nöthigen zu versehen. Die Löwenburg diente, nachdem sie lange Wohnsitz eines mächtigen Geschlechtes gewesen, einer Urahne unseres Königlichen Hauses als stiller Wittwensitz, indem nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Jülich und Berg, des Besitzers der Löwenburg, dessen Gemahlin Sybilla, eine Tochter Albrecht's Achill, des ritterlichen Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg, in der einsamen Waldveste ihren Wohnsitz hatte. Hier hielt der kölner Kurfürst Hermann Graf zu Wied Zusammenkünfte mit den Reformatoren Melanchthon und Bucer, ehe er 1541 zum Protestantismus überging und hier fand zuletzt während der Kriegsunruhen von 1583 Kurfürst Gebhard Truchsess von Waldburg Zuflucht mit seiner Gemahlin, der schönen Agnes von Mansfeld. Seitdem scheint die Veste verlassen zu sein und zerfiel in den Kriegsstürmen der späteren Zeit.

Unter den Thälern des Siebengebirges ist besonders das zwischen Petersberg, Nonnenstromberg und Stenzelberg versteckt liegende Thal Heisterbach zu erwähnen, in dem einst die schöne Abtei Heisterbach stand, über deren Entstehung die Sage folgendes berichtet. Als einst die Mönche des Cisterzienserklosters Himmerode in der Eifel durch den Erzbischof Philipp von Heinsberg auf dem Stromberg angesiedelt worden waren, behagte den neuen Ansiedlern die rauhe Höhe sehr wenig, und sie erhielten 1191 nach langem Bitten die Erlaubniss, sich einen anderen Wohnsitz zu suchen. Sie kamen nun überein, einen Esel mit ihren Reliquienschätzen zu beladen und ihm zu folgen. Wo dieser dann die

heilige Last abwerfe, da solle das neue Kloster erbaut werden. Als das Thier im einsamen Thalgrunde bei einer gewaltigen Heister, das ist Buche (französisch hêtre) über einen Bach setzen wollte, stürzte es und warf seine Last ab. So war der Ort für die neue Niederlassung gefunden; man nannte ihn „Heister am Bache“ oder „Heisterbach“. Von 1202 bis 1243 baute man an dem stattlichen Kloster, von dem noch jetzt der schmucke Chor einer schönen Kirche aufrecht steht.



Der Feuermann.



In dem an Sagen überaus reichen Siebengebirge, erzählt man sich auch etwas von einem Feuermann, der dorthin verbannt sein soll, und führt dasselbe folgender Art aus. Graf Belderbusch war eine Persönlichkeit, für die man im gewöhnlichen Leben keine schmeichelhafte Bezeichnung hat. Der allmächtige Minister des greisen Kurfürsten von Köln durfte thun, was ihm beliebte, ohne dass irgend Jemand Rechenschaft verlangt hätte. Dieses Privilegium benutzte er redlich dazu die Schäfchen für sich zu scheeren, und als er endlich eine Entdeckung fürchtete, da kam es ihm sehr zu statten, dass am 15. Januar 1777 in dem kurfürstlichen Schlosse zu Bonn Feuer ausbrach, und alle, irgend comprimittirende Papiere ein Raub der Flammen wurden. Aber nicht allein diese fielen dem Brande zum Opfer, sondern auch dreizehn Personen kamen dabei um's Leben; unter den Letzteren befand sich der Hofrath von Breuning, in dessen Hause der grosse Beethoven in seiner Jugend häufig verkehrte. Belderbusch wurde damals von fast allen Bürgern als Brandstifter bezeichnet, und wenn auch der spätere

Präsident Wurzer auf das Bestimmteste erklärte, der vielgehasste Minister von Belderbusch sei nicht der Urheber des grossen Unglücks, die Volksstimme, die man die Gottesstimme nennt, liess sich nicht davon abbringen und nannte den Unterdrücker der kurfürstlichen Unterthanen einen Verbrecher und Mörder. Als Belderbusch im Jahre 1784 den Gang zur Ewigkeit antreten musste, da verbannte ihn der Fluch des Volkes in das Siebengebirge. Bis zum jüngsten Tage muss er sich hier aufhalten und an den Quatembertagen als Feuermann die Runde durchs Gebirge machen.



Der Mönch von Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt tief und ernst er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald,
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreicht er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt — doch sieh, schon ist die Kirche hell
Und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein and'rer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn:
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durch's Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hiess so Niemand mehr."

„Der letzte dieses Namens tönt es laut,
Es war ein Zweifler und verschwand im Wald,
Man hat den Namen Keinem mehr vertraut. —"
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr;
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein grosses Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, ihn tödtet dieses Leid,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

„Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar,
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach;
Ich weiss: Ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind Ihm wie ein Tag".

Wolfgang Müller.



Godesberg.



em Drachenfelsen gegenüber erhebt sich isolirt aus gesegneter Flur aufsteigend der runde Kegel des Godesberges, welcher den südwestlichen Vorläufer des Vorgebirges, eines Ausläufers der Eifelgebirge bildet. Reiche geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Bergkegel. Hier sollen die alten Deutschen unter den schattigen Eichen des dichten Urwaldes, welcher den Berg bedeckte, ihrem Hauptgotte Wodan geopfert haben, und noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts nennt ihn Caesarius von Heisterbach Wudingsberg,

sowie in Urkunden des 13. Jahrhunderts neben Godings- Gudes- und Gudensberg auch der Namen Woudenes und Wudensberg vorkommt. Eine Menge von uralten Gräbern, die man bei Hausbauten im Thale aufgefunden hat, liefern den Beweis, dass Godesberg schon in den frühesten, vorchristlichen Zeiten die Wohnstätte einer zahlreichen Gemeinde war. Auch die Römer sollen hier eine bedeutende Niederlassung gehabt und Caesar Julianus auf der Höhe ein Kastell und einen Tempel Jupiters, ihres höchsten Gottes, errichtet haben. Thatsache ist, dass die Römer, wie dies ein im 16. Jahrhunderte auf dem Schlossberg ausgegrabener, dem Aesculap oder Heilgotte geweihter Votivstein beweist, die Stahlquellen von Godesberg schon gekannt und geschätzt haben. In christlicher Zeit wurde dann später an der Stelle, wo erst Wodan, dann Jupiter verehrt worden war, eine Kirche des streitbaren Erzengels St. Michael errichtet. Die Burg, deren Ruinen noch vorhanden sind, wurde als eine starke Veste 1210 von Kurfürst Theoderich von Köln erbaut, und zwar, wie eine Chronik berichtet, von dem Gelde eines wegen Wuchers verurtheilten reichen Juden. Auch die Kapelle des heiligen Michael auf der Höhe des Berges wurde als der Befestigung hinderlich abgetragen. Obgleich aber etwas tiefer statt ihrer eine neue Kirche erbaut wurde, so entfloh doch das Bild des Erzengels sammt seinem Reliquienschreine aus dem mit frevelnder Hand zerstörten Heiligthum zürnend über den Rhein nach dem Strom- oder Petersberge, wo es eine neue Stätte fand, während Vögel mit wildem Geschrei lange Zeit die entweihte Stätte umflatterten. Die feste Burg aber, welcher der Kurfürst Graf Wallram von Jülich um 1340 den stattlichen Wartthurm zufügte, war Jahrhunderte lang eine der

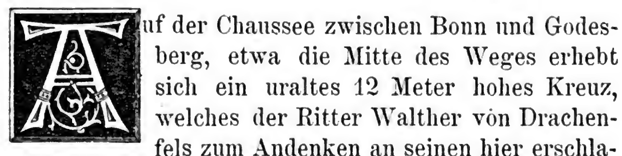
Hauptstützen der kölner Erzbischöfe in ihren Fehden mit den Bürgern der reichen und mächtigen Stadt Köln, bis Gebhard II. Truchsess von Waldburg, nach seinem Uebertritt zur neuen Lehre seiner geistigen Würden entsetzt, hier ein Stützpunkt für seine Partei fand, mit deren Hülfe er seine Macht als weltlicher Kurfürst zu behaupten versuchte. Tapfer vertheidigte Graf Adolf von Neuenahr die Burg gegen den Erzherzog Ferdinand von Bayern, den Bruder des neu ernannten Erzbischofs, bis eine heimlich angelegte Mine die starken Mauern sprengte, wodurch die Burg am 17. Dez. 1583 erobert und zerstört wurde. Nur der stattliche Wartthurm widerstand der Zerstörung und bietet noch heute als ein echter Lug in's Land wie eine Riesensäule 30 M. hoch emporsteigend von seiner Plattform aus eine weite, reizende Aussicht auf die Gebirgslandschaft und in die furchtbare Ebene. Seine Kuppe aber, so erzählt die Sage, umgeht allnächtig um die zwölfte Stunde eine dunkle Mönchsgestalt, die umherschleichend jedes Stück des immer mehr zerfallenden Gemäuers prüft, bis sie mit dem Schlage Eins klagend verschwindet. Nach der Meinung des Volkes findet sie nicht eher Ruhe, bis das letzte Mauerstück zerfallen oder die Veste in neuer Pracht wieder erstanden ist. Wenn man in der Abenddämmerung namentlich von der Rheinseite aus, die Ruine betrachtet, so findet man, dass ein Theil des Gemäuer die Gestalt eines betenden Mönches annimmt.

Auch der am Fusse des Berges gelegene uralte Ort Godesberg hat durch die Kriege des Mittelalters und der Neuzeit viel gelitten. Er begann erst sich wieder zu heben, als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Kurfürsten Clemens August und Maxmilian Franz sich für den dortigen Mineralbrunnen

lebhaft interessirten und Godesberg zu einem bedeutenden Badeorte mit Spielsälen und Theater umzuschaffen suchten. Doch beim Einzuge der Franzosen 1794 fanden diese Bestrebungen durch Aufhebung des Kurfürstenthums ein jähes Ende, und Godesberg zerfiel wieder. Neuerdings ist der freundliche Ort mit seinen Villen und kunstreich angelegten Gärten durch seine überaus reizende und geschützte Lage eine der beliebtesten Sommerfrischen am Niederrhein.



Das Hochkreuz bei Godesberg.



Auf der Chaussee zwischen Bonn und Godesberg, etwa die Mitte des Weges erhebt sich ein uraltes 12 Meter hohes Kreuz, welches der Ritter Walther von Drachenfels zum Andenken an seinen hier erschlagenen Bruder errichtete.

Die Sage berichtet über die Entstehung des Hochkreuzes Folgendes: Ebbo, der den Namen Löwenburg führte, war ein Nebenkind des Ritters Siegmund, der mit seiner Gattin, Frau Bertha auf Drachenfels zwei Kinder, den Junker Walther und Maria gezeugt, und dann seinen Ehebruch verheimlichend, gestorben war. Ebbo, mit seiner Abstammung unbekannt, entbrannte in heisser Liebe zu Maria, die auf ihrem luftigen Schlosse schön wie eine Rose blühte, und fand die treueste Gegenliebe. Als ihr Bruder Walther, der dem wilden Ebbo abhold war, die Liebenden einst im Burggarten in trauter Umarmung traf, verwies er der Schwester ihre geheime Minne und liess den Ritter mit harten Worten an, worauf dieser in grösster Ent-

rüstung schied. Der Zufall führte die beiden Ritter in der Gegend von Godesberg zuerst wieder zusammen; es kam zum Kampfe und Walther tödtete seinen Gegner. Auf die Kunde von Ebbo's Tode reiste der Probst vom Appollinarisberge nach der Veste Drachenfels, und entdeckte das schreckliche Geheimniss, welches ihm die Mutter des Erschlagenen anvertraut hatte. Walther entsagte darob der Welt, und liess an der Stelle, wo er in unseligem Zweikampfe den eigenen Bruder getödtet hatte, das „Hochkreuz" errichten, während Mutter und Schwester in Nonnenwerths einsamen Klostermauern Trost für ihr Leiden suchten. So weit die Ueberlieferung über die stattliche Kreuzpyramide, die von den Vorübergehenden noch heute bewundert wird.



Rheinbreitbach.

Ein Strafgericht Gottes.

Zur Zeit als der unselige dreissigjährige Krieg unser Vaterland verwüstete, stand in der Nähe des Dorfes Rheinbreitbach ein grosser Bauernhof, dessen Besitzer der reichste, aber auch der hartherzigste Mann in der ganzen Gegend, fast auf zehn Stunden Weges, war. Kein frommer Mönch, kein Wanderer, kein Bettler, kurzum kein Mensch, der um eine Gabe an seiner Thüre bat, erhielt etwas. Mit harten Worten wurde er abgewiesen, und wenn er sich dann nicht schleunigst aus dem Staube machte, so liess der Bauer die Hunde auf die Aermsten hetzen und sie in Stücke reissen. Weit

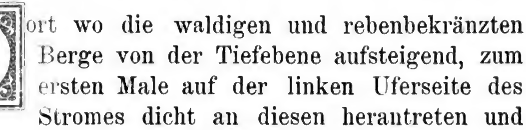
und breit hatte man Kunde von diesem grausamen Gebahren, und mancher Fluch und manche Verwünschung wurde dieserhalb gegen den reichen Hannes ausgesprochen, der aber lachte ob der Bauern ohnmächtiger Wuth, wie er's nannte, und trieb seine Grausamkeit nur noch ärger, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot. Während draussen die Armen unter den Bissen der wüthenden Hunde ihren letzten Seufzer aushauchten und ihr Blut um Rache zum Himmel schrie, feierte der Hausherr mit seinem Gesinde auf dem Hofgute die wüstesten Gelage. Der Wein floss in Strömen und das feinste Brod wurde von den rohen betrunkenen Gesellen mit Füssen getreten. Gottes Mühlen mahlen langsam aber sicher, so auch hier; einmal musste das Maass überlaufen und die Strafe des Himmels den Schuldigen treffen. Es war am ersten Weihnachtstage; vor dem weiten geöffneten Thore des Bauernhofes standen die Bewohner eines benachbarten Dörfchens und baten in der rührendsten Weise um Brod für sich und ihre Kinder. Letztere wurden von ihren Müttern in die Höhe gehoben und dem Hausherrn gezeigt, der an einem Thorpfosten gelehnt, sich an dem Jammer der Bittenden weidete. Nichts vermochte den Hartherzigen zu rühren, weder die Vorstellungen der Männer, die erzählten, dass Hab und Gut vor wenigen Tagen ein Raub der Flammen geworden, noch die Bitten der Frauen und die Thränen der Kinder. Ein lautes höhnisches Lachen und ein gemeiner Spott war die Antwort des Hofbesitzers. Unterdessen setzten die Knechte nach seinem Befehle auf dem Platze Holzkegel auf und einige Mägde schleppten grosse Körbe mit frischgebackenen Broden herbei. „So," rief dann der Hausherr, „jetzt wollen wir euch einmal zeigen, was uns das Brod gilt, um

das ihr so viele vergebliche Worte macht. Dies Schaustück dürft ihr noch ansehen, weil's euch den Magen reizt, dann aber pakt Euch flugs nach Hause, sonst lass ich Euch Beine machen!“ Mit diesen Worten trat Hannes an einen der Körbe heran, und erfasste ein grosses Brod; die Knechte folgten seinem Beispiele und unter lautem Gejohle wurde das Backwerk auf die Kegel abgeschnellt. Zitternd und bleich vor Wuth standen die Männer da, unschlüssig ob sie angreifen und dem furchtbaren Frevel ein Ende machen sollten und weinend rangen die Frauen die Hände, während die Kinder sich laut jammernd an sie anschmiegten. Plötzlich verfinsterte sich der bisher so klare Dezemberhimmel, ungeheuere Wolkenmassen thürmten sich auf einander und schienen die Erde erdrücken zu wollen. Hoch richtete sich Hannes bei diesem Ereigniss empor, und die Rechte drohend gen Himmel erhebend, rief er in gellendem Tone: „Wie Du dort oben willst uns jetzt den schönen Spass verderben, und uns ein Donnerwetter schicken? Da soll denn doch der Teufel — —“. Weiter kam er in seiner Gotteslästerung nicht; ein furchtbarer Strahl und ein gewaltiger Schlag, dann zerstob das Gewölke und die Sonne strahlte wieder freundlich am Himmel. Aber sie beleuchtete nicht mehr das stolze Hofgut des grausamen Hannes; dieses war vom Erdboden verschwunden, und an seiner Stelle erfüllte ein schwarzer Sumpf mit starkem Schwefelgeruch die Luft. Sprachlos standen die armen Dörfler an seinem Ufer; sie erkannten das Strafgericht Gottes und verliessen bald unter heissen Gebeten für ihr Seelenheil den grausenvollen Ort. Seit jenem Tage steht hier der Sumpf, dem im Laufe der Zeit die wenigen Bäume als einziger Schmuck entsprossen sind. Unter einem

dieser Bäume will man vor langer Zeit einmal Zinnteller und Becher gefunden haben, die von dem ehemaligen Bauerngute herrühren sollen.



Rolandseck und Nonnenwerth.



Dort wo die waldigen und rebenbekränzten Berge von der Tiefebene aufsteigend, zum ersten Male auf der linken Uferseite des Stromes dicht an diesen herantreten und ihre Häupter in den grünen Fluthen wiederspiegeln, breitet sich in einem kleinen aber paradiesisch schönen Thalbecken eine Landschaft aus, die zu den reizendsten in ganz Deutschland zählt. Durch die beiden Inseln Nonnenwerth und Grafenwerth in die Breite ausgedehnt, ergiesst sich der Rhein in majestätischer Fülle zwischen lachenden Fluren, die mit freundlichen Dörfern und stattlichen Villen besetzt sind. Dieses alles bildet ein landschaftliches Gemälde, welches wie kein anderes am Rheine den Freund der Natur anzieht und fesselt. Begrenzt wird der kleine Thalkessel nach Norden rechts durch das gestalten- und sagenreiche Siebengebirge und links durch den steilen Bergkegel, welcher den Rolandsbogen trägt. Wie aber das Auge durch die Schönheit der Natur erfreut wird, so lauscht das Ohr in andächtigem Schaudern den schönen Sagen, mit denen des Volkes poetischer Sinn dieses reizende Fleckchen Erde verherrlicht hat.

Auf dem linken Rheinufer erhebt sich hier ein hoher Basaltfelsen, auf dessen Gipfel der Rolandsbogen, der einzige Rest der Burg Rolandseck, 106 m.

über dem Rheine einsam in die Lüfte ragt und auf seiner luftigen Höhe im Mittelpunkte des besuchtesten Zieles der Rhein-Touristen schon so manche überströmende Jugendlust bei Gesang und gefülltem Becher belauscht hat. Am Fusse des romantischen Rolandseck aber liegt auf einer Insel im strudelnden Strome zwischen Pappeln, Ulmen und Weiden ruhig und friedlich die Abtei Nonnenwerth. Beide, Berg und Kloster, bilden den Schauplatz einer schönen Sage, in welcher die reckenhafte Kraft des gefeiertesten Helden aus dem Sagenkreise Karl's des Grossen durch innige Frauenminne gezügelt und veredelt erscheint.

Einst kam der tapfere Roland, Karls des Grossen Neffe und liebster Paladin, der ritterliche Held, dessen muthiges Ross und gewaltige Klinge sogar von Dichtern besungen wurden, auf Abenteuer ausziehend zum Rhein und begehrte Herberge auf der Burg Drachenfels. Freundlich wurde der Held, von dessen Thaten schon die ganze Christenheit voll war, von dem Schlossherrn aufgenommen und mit Bewunderung und Verehrung gastlich bewirthet. Hildegunde aber, des Schlossherrn jungfräuliches Töchterlein, erfüllte Roland bald mit einem solchen Zauber, dass er hier länger als er gewollt, verweilend, Waffenwerk und Kriegerruhm vergass und in Hildegunde's Nähe Tage der süssesten Wonne verlebte. Da ertönte von neuem die Kriegstrompete, und Roland musste, dem Rufe seines Herrn und Kaisers folgend, zum Kampfe gegen die Ungarn ziehen. Doch bevor er abzog, verband ihn mit Hildegunde der Schwur ewiger Liebe und Treue. Bald erscholl von Neuem die Kunde von grossen Siegen des kaiserlichen Heeres, und vor allem wurden die Heldenthaten Rolands gepriesen. Nirgends aber fand sein

Lob freudigern Wiederhall, als auf der Burg Drachenfels. Da kam eines Tages die traurige Kunde, Roland sei in der Schlacht gefallen und erfüllte Hildegunde mit unsäglichem Schmerze. Ohne Roland war ihr das Leben werth- und freudenlos. Daher nahm sie den Schleier, um im stillen Kloster auf Nonnenwerth den Rest ihrer Tage zu vertrauern. Doch nach einigen Monden erschien der Todtgesagte, um seine geliebte Braut heimzuholen und der Vater zeigte hinab in den Klostergarten, wo eine junge Novize sich in stillem Gram verzehrend, einsam wandelte und Trost im Gebete suchte. Als Roland so seine Hildegunde wiedersah, verlor auch für ihn das Leben seinen Werth. Dem Kloster gegenüber baute er auf steiler Höh sich eine Burg, aus deren hohem Fenster er das Kloster und seinen Garten überschauen konnte. Hier sass er viele Tage und Monden, sah hinab nach dem Kloster und gab sich seinem grossen Herzeleid hin. Da erklang eines Abends feierlich dumpf das Glöckchen des Klosters und unter klagenden Gesängen trugen fromme Nonnen einen einfachen Sarg zu dem kleinen Kirchhofe. Roland fühlte in seinem Innern, es war Hildegunde, die man zur Erde senkte. Nun hatte auch das Fenster der Burg für ihn keinen Werth mehr. Von Leid ergriffen liess er sein Ross satteln, um in neuen Schlachten den Tod und Vereinigung mit der Geliebten zu suchen. Doch noch viel tapfere Heldenthaten verrichtete er in Spanien, im Kampfe gegen die Mauren bis er im Thale von Ronceval den Tod fand.

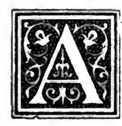
Geschichtliches. Urkundlich wird die Burg Rolandseck erst zwischen 1040 und 1045 erwähnt; sie hiess damals Rulcheseck und die Insel, auf der später das Kloster erbaut wurde, Rulcheswerth. Als sie zu den Zeiten des Erzbischofs Friedrichs des I. von Köln schon in Trümmer zerfallen war, liess dieser streitbare Kirchenfürst sie 1120 gleichzeitig mit den Burgen auf dem Drachenfels

und der Löwenburg wieder aufbauen und mit Ringmauern und Thürmen versehen. So stand die Veste noch am Ende des 15. Jahrhunderts, aber in den Kämpfen, welche der entsetzte kölnische Erzbischof Ruprecht von der Pfalz gemeinsam mit Karl dem Kühnen von Burgund gegen Kaiser Friedrich den III. und den neuen Erzbischof von Köln führte, ward sie 1474 von kaiserlichen und kölnischen Truppen eingenommen und grösstentheils niedergebrannt. Lange schaute noch, von Epheu und Geisblatt umrankt der hohe Fensterbogen in das Land, und als auch er im Anfange der vierziger Jahre zusammenbrach, wurde er auf Anregung des damals in Unkel lebenden Dichters Freiligrath in seiner alten Gestalt wieder aufgerichtet. Die am Fusse des romantischen Rolandseck liegende Insel Nonnenwerth trägt das stattliche, vielfensterige Gebäude eines Frauenklosters, dessen Gründung ebenfalls in die Zeit der Sage hinaufreicht. Als im Jahre 1338 König Eduard III. von England auf seiner Fahrt nach Coblenz, wo er mit Kaiser Ludwig zusammentreffen wollte, auf diese Insel kam, verweilte er, von der Schönheit der Gegend verleitet, daselbst zwei Tage, die er mit glänzender Pracht festlich beging. Als 1673 das Kloster niederbrannte, wurde das jetzige Gebäude mit seinem Thurm aufgeführt und 1869 ein neuer, stattlicher Flügel angebaut. Im Jahre 1802 wurde das Kloster aufgehoben, aber 1845 wurde die Insel wieder Eigenthum einer geistlichen Corporation, die lange Zeit daselbst eine vielbesuchte, von Franziscaner-Nonnen geleitete Erziehungsanstalt für junge Mädchen hielt.



Remagen.

Der heilige Apollinaris.



uf einer Anhöhe in unmittelbarer Nähe des Städtchens Remagen und in sehr romantischer Lage erhebt sich die im byzantinischem Styl erbaute St. Apollinariskirche. Der Berg und die Kirche erhielten ihren Namen durch die Ueberführung der Reliquien des hl. Apollinaris.

Als nämlich der Erzbischof Reinold von Cöln im Jahre 1117 mit Friedrich Barbarosa gegen die rebellischen Städte nach Italien zog, erhielt er als Belohnung vom Kaiser nach der Eroberung Mailands, die im dortigen Dome aufbewahrten Reliquien der hl. 3 Könige und des hl. Apollinaris. Glücklich durch solch' unschätzbare Güter für die heilige Stadt Cöln eilte er ohne Aufenthalt nach seiner Heimath. Von Strassburg ging die Rückreise stromabwärts; die vielen und höchst gefährlichen Stellen des Rheins waren glücklich passirt, und man sah in der Ferne die majestätischen Kuppen des Siebengebirges und die St. Martinskirche bei Remagen. Als das Schiff sich endlich der Letzteren gegenüber befand, da blieb es plötzlich im Strome stehen; alle Anstrengungen der Schiffer, es von der Stelle zu bringen, waren vergeblich. Der fromme Bischof erkannte, dass hier der Finger Gottes wallte und ein Wunder geschehen sei. Er warf sich deshalb auf die Kniee und flehte innigst, dass der Herr ihm seinen Willen kund thue. Da plötzlich wendete sich das Schiffchen dem Berge zu, woselbst die St. Martinskirche stand und im nämlichen Augenblicke beginnen die Glocken zu läuten. Als der Erzbischof nun den Schrein mit den Reliquien des hl. Apollinaris nimmt, da verstummen die Glocken. Er erblickte darin ein unverkennbares Wahrzeichen und begiebt sich mit den Reliquien zur Kirche. Nachdem er den Schrein mit den heiligen Ueberresten auf den Altar niedergesetzt hatte, beginnen die Glocken ihr Geläute. Der Erzbischof erkannte, dass der Wille des Herrn erfüllt sei und begab sich in sein Schifflein zurück, das sofort den Rhein hinab schoss. Der Berg und die Kirche erhielten nun den Namen des hl. Apollinaris und die Stätte wurde ein bedeutender Wallfahrtsort. Apollina-

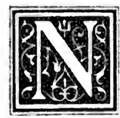
ris war ein Schüler des Apostelfürsten Petrus, wurde von demselben zum Bischof geweiht und zur Bekehrung der Heiden entsendet. Durch verschiedene Wunder, die er wirkte, mehrte sich die Zahl der Christen sehr, so dass er von den Götzenpriestern verfolgt wurde. Nach wiederholt glücklicher Errettung aus grossen Gefahren wurde er endlich von einer Rotte Ungläubiger durch Steinwürfe tödtlich verwundet. Er starb im J. 75 nach Christo.

Geschichtliches. Remagen gehört zu den ältesten Städten und Niederlassungen der Römer am Rhein. Julius Cäsar wird als der Gründer des Castell „Rigomagus“ angenommen. Die Stadt hat in den späteren Kriegen durch Verwüstungen, namentlich seitens der Franzosen wiederholt sehr gelitten. An Stelle der jetzigen Apollinariskirche stand ehedem die Kirche und das Kloster St. Martin, welch Erstere 1117 zum Gottesdienst für die Gemeinde errichtet wurde. 1836 kam die sehr zerfallene Kirche in den Besitz des Grafen Egon von Fürstenberg-Stammheim, welcher 1839 den Grundstein zu der neuen Kirche legte und sie nach ihrer Vollendung im Innern aufs prachtvollste ausschmücken liess. Der verstorbene Dombaumeister Zwirner ist der Erbauer derselben. Die Wandmalereien sind von den Prof. Ittenbach, Degen und Carl und Andr. Müller. Zu den Merkwürdigkeiten Remagens gehört der sog. „römische Bogen“ am Pfarrhause, über dessen Entstehung kein sicherer Aufschluss entdeckt worden ist.



Sinzig.

Das Geisterbegräbniss am Prinzentisch.



Nicht weit von dem Städtchen Sinzig kreuzt sich die Coblenzer Chaussee mit der Landstrasse, die in's liebliche Ahrthal hineinfüht. Wenn man in die letztere einbiegt

und in der Richtung nach dem Rheine zuschreitet, so erblickt man rechts vom Wege ein grosses Gehöfte, das sich in mächtigem Gevierte in's Land hineinstreckt und den Namen „Godenhaus" führt. Es ist ein sehr idyllischer Ort; ringsum von blühenden Feldern und gesegneten Aeckern umgeben, herrscht eine fast feierliche Stille dort, die nur ab und zu durch das harmonische Schellengeklingel eines herannahenden Karrens oder durch das Schnauben des dahinbrausenden Dampfrosses unterbrochen wird; dann aber tritt die vorige Ruhe wieder ein und das mächtige Rad, welches die Mühle des „Godenhaus" in Bewegung setzt, wirbelt in eintönigem Geklapper den weissen Schaum des rauschenden Baches hoch in die Luft empor. Bald tritt man dann aus der bisherigen Ebene in eine Art Schlucht, indem die Strasse sich senkt, und zur Linken von einer hohen Böschung begrenzt wird, während zur Rechten der freie Anblick auf die mit Obstbäumen bestandenen Wiesen gestattet ist. Dieser Punkt heisst im Volksmunde der „Prinzentisch". Hier sollen in früheren Zeiten die Hexen ihre nächtlichen Tänze aufgeführt und allerhand Unholde ihr Wesen getrieben haben. Die Bewohner der umliegenden Ortschaften, die diese an und für sich gewiss nicht unheimliche Stätte, namentlich zur Nachtzeit, passiren, befleissigen sich noch heute einer sehr grossen Eile und danken Gott, wenn sie ungefährdet das Geisterrevier hinter sich haben. Ueber das Geisterbegräbniss erzählt man Folgendes: Um die Hälfte des 14. Jahrhunderts mag es gewesen sein, da lebte hier auf dem Hofgute, das jetzt „Godenhaus" benannt wird, ein reicher Müller, von dem man sich erzählte, dass er seine Schätze nicht einmal in seiner ganzen Grösse kenne, aber eine noch grössere Habsucht und Hartherzigkeit besitze.

Der Müller war in der ganzen Gegend als ein roher, zu Gewaltthätigkeiten geneigter Mann gefürchtet und Jeder mied ihn so viel er konnte, aber trotzdem, dass Viele ihm den Verdienst entzogen, mehrten sich die Reichthümer auf dem Gute immer mehr; man sprach sogar von grossen Kellergewölben, die mit diesem Mammon angefüllt seien. Mochte dieses nun auch etwas übertrieben sein, Thatsache war, dass Kunz, so hiess der Müller, ein kolossales Vermögen besass. Diejenigen hatten Recht, die sagten, es gehe auf der Mühle nicht Alles mit rechten Dingen zu. Auf dem Hofe verkehrte viel zweideutiges Gesindel mit wahren Galgenphysiognomien, und mancher reiche Kaufherr, der von der damals sehr schlecht gebauten Landstrasse verschwand, konnte wohl als Leiche in Kunz Behausung gefunden werden. Kunz pfuschte eben seinen adeligen Landsleuten in's Handwerk und betrieb das Raubritterthum mit der nämlichen Virtuosität wie die Herren, die auf ihren Felsennestern sassen und es sich von dem geraubten blutbefleckten Gute wohl sein liessen; das Müllergeschäft diente nur als Deckmantel für die verbrecherischen Thaten.

Es war an einem stürmischen Abende im Spätherbste. Der Wind heulte über die Stoppelfelder und trieb klatschend die schweren Regentropfen gegen die eichenen, eisenbeschlagenen Fensterläden. Kunz sass in dem hohen Polsterstuhle dicht am Kamin, und schaute mit seinen kleinen listigen Augen in die knisternden Flammen des brennenden Holzstosses. In dem mit Eichenholzmöbel ausgestatteten Gemache herrschte ein starkes Halbdunkel, denn der an der Wand befestigte Kienspan vermochte keine genügende Helle zu spenden. Plötzlich schlug jetzt der Hofhund an und Kunz erhob sich hastig um nachzusehen, wer

da sei. Er riss die Kienfackel aus dem eisernen Ringe und eilte in den Hof; der starke Wind fachte die Flamme mehr an, und bei ihrem röthlichen Scheine erblickte der Hausherr drei seiner Knechte, welche einen mit einer Ordenstracht bekleideten Mann in der Mitte hielten. „Holla, was für einen sonderbaren Vogel habt ihr denn da eingefangen;“ lachte Kunz und schob den Riegel von dem Gitterthore. Die drei Burschen traten mit dem Gefangenen in den Hof.

„Wen wir da haben,“ antwortete der Erste, eine herkulische Gestalt, „ja, wen wir da haben! Freut Euch, Kunz, und holt den Besten aus dem Keller, denn Eurem lieben Gast und Freunde, dem Abt von Heisterbach dürft Ihr doch nur etwas Vorzügliches vorsetzen!“ Kunz hob bei diesen Worten seine Fackel in die Höhe und beleuchtete das Gesicht des Ordensmannes.

„Wirklich, Kaspar, Du hast Recht, das ist der Bursche, der uns den Bann verkündet und uns lebendigen Leibes in die Hölle versetzt hat,“ rief der Müller, und zu dem Pater gewendet, fuhr er höhnisch fort: „Seid herzlich willkommen in meinem Hause, Herr Abt, sollt eine feine Behandlung hier erhalten, denn ich hab's mir immer geschworen, Euch bei Gelegenheit einen festlichen Empfang zu bereiten!“

„Lasst mich in Frieden ziehen,“ sagte jetzt der Abt, ein ehrwürdiger Greis, der bis dahin Stillschweigen beobachtet hatte, „ich habe Euch nichts zu Leide gethan, und wenn ich Euch den Bann verkündet habe, so geschah dies im Auftrage des Papstes, und traf Euch als wohlverdiente Strafe.“

„Die wir Dir jetzt wohlverzinst zurückzahlen wollen Pfäfflein,“ erwiderte Kunz, und schritt voran ins Haus. Sobald die Knechte mit dem Abte eingetreten

waren, schloss der Müller die Thüre und liess in dem Gemache einige Kienspähne anzünden; dann setzte er sich auf einen Stuhl an den Eichentisch und befahl dem Abte näher zu treten. In einer rohen und höhnischen Weise besprach er den Bannfluch und verkündete dem Priester als Belohnung dafür, dass er Hungers sterben solle. Nachdem das furchtbare Urtheil gesprochen, gebot er, den Mönch in die Weckstube zu bringen und daselbst gut zu bewachen. Die Todesart, die der teuflische Sinn des Kunz für den Abt ausgewählt, war eine der Schrecklichsten, die es gibt; nicht nur, dass das arme Opfer allmählig zu Tode durch Verhungern gebracht, sondern, dass es auch noch mit den feinsten Leckerbissen umgeben wurde, ohne dass es seine Begierde an denselben stillen konnte.

Zwei Tage befand sich der Mönch bereits in dem Gemache; der Hunger quälte ihn furchtbar und er bat Kunz sich doch seiner zu erbarmen. Doch dieser blieb kalt wie ein Stein, und deutete grinsend auf die aufgestapelten Esswaaren. „Nehmt Euch doch Herr Abt“ rief er ihm zu, „da ist ja Vorrath für zwanzig Eures Schlages!“

Aber so sehr sich auch der Pater anstrengte, einen Bissen zu erlangen, alles war vergeblich; die Stricke womit Hände und Füsse gefesselt waren, waren allzu fest, und Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsehend, rief der Gefangene den Himmel um Stärke an.

Kunz lachte über den winselnden Pater und seine Gebete, und rief ihm zu, er solle nur an sich denken und ihn und den Himmel in Ruhe lassen. Beinahe vier Tage erlitt der Abt die furchtbarste Qual, bis ihn der Tod endlich erlöste.

„So,“ sagte der Müller, als einer der Knechte ihm

die Nachricht überbrachte, „das wäre die Erfüllung des Bannfluches und nur eine würdige Bestattung fehlt, um Alles das eintreten zu lassen, was der fromme Mann für uns prophezeit hatte. Macht Euch bereit," fuhr er dann fort, „heute Abend wollen wir den Herrn von Heisterbach in's letzte Bettchen tragen, und damit er noch eine Reise machen kann, so soll ihm die jetzt gerade sehr wilde Ahr angewiesen werden."

Der Abend kam, die Leiche des Abtes wurde in einen Sack gesteckt und auf einen Wagen gelegt, und fort ging es der brausenden Ahr zu. Vorauf schritt Kunz und hinter dem Wagen kamen die Knechte, etwa zwölf an der Zahl, jeder trug eine Kienfackel in der Hand und brüllte die Melodie der Todtenpsalme. An dem Flusse angelangt, sollte die Leiche versenkt werden. Im Kreise drängten die wüsten Gesellen dem Wasser zu. Da aber hielt es der Himmel an der Zeit seiner nicht länger spotten zu lassen. Wie Berge thürmten sich die schäumenden Fluthen, und noch ein kurzer, gellender Schrei, dann ward es stille an dem Ufer: Kunz und seine Genossen hatten ihren Tod in den Wellen gefunden. Am andern Morgen fand man die Leichen mit schrecklich verzerrten Gesichtern in der Nähe des Dorfes Kripp. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dann diese Kunde, von Nah und Fern eilten Männer herbei, um das Wohnhaus der Frevler dem Boden gleich zu machen. Unermesslich waren die Schätze, die man in den Gewölben auffand, aber Niemand mochte einen Theil daran haben, und so wurde denn Alles in die Ahr geschüttet, die es für immer verschlang. Später wurde das Gehöfte wieder aufgebaut, aber Manche wollten in früheren Jahren noch immer die Geister des Kunz und seiner Genossen in den Gemächern gehört haben, und an Abenden im

Spätherbste soll ein Geisterzug bemerkt worden sein, welcher einem schwarzen Wagen folgend, Lieder singend und Fackeln tragend, der Ahr zugegangen und dann unter lautem Getöse dort verschwunden sei.



Linz.

Das Burgfräulein von Ockenfels.

Kurz vor Linz liegt auf einem Bergrücken die Burgruine Ockenfels, und einige Minuten weiter das Dörfchen gleichen Namens. In alter Zeit hauste hier in festem Schlosse das Geschlecht der Ritter von Ockenfels; freilich von ihrer Existenz zeugt nur noch Weniges, und die einzige noch erhaltene Mauer der ehemals so starken Veste schaut wie ein riesiger Leichenstein in das rebengeschmückte Gelände, und mahnet in stummer und doch beredter Sprache an die Vergänglichkeit der irdischen Herrlichkeit. Wenn man dort oben aber auf den bemoosten Trümmerhaufen in Gedanken versunken sitzt, dann schweift der Geist unbewusst zurück in jene längst entschwundene Ritterzeit. Wieder erstehen Saal und Hallen, Waffen rasseln, Pferde stampfen, kurz vor dem geistigen Auge ziehen die Bilder der Vergangenheit herauf und nehmen Gestalt und Formen an. Die alten Sagen beschäftigen uns wieder und aus der alten Mauerpforte tritt leise, leise die schöne Gestalt des Burgfräuleins von Ockenfels. In ein weites weiches Gewand gehüllt, das lange schwarze

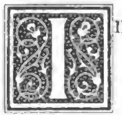
Haar gelöst, so schreitet sie langsam durch die Mauerreste, bis sie den äussersten Vorsprung des Bergrückens erreicht hat, dann lässt sie sich nieder und beginnt in Klagegesängen dem einsamen Wanderer ihr Leid mitzutheilen, und ihn um Erlösung zu bitten. Stolz war nach dem Volksmunde jenes Fräulein, der letzte Spross des ockenfelser Rittergeschlechtes und ihr Herz kannte nur das heisse Feuer der verzehrenden Leidenschaft, nicht aber das beseligende Gefühl der reinen Liebe. So hatte sie denn viele junge Ritter, die um ihre Hand zu werben kamen, durch buhlerische Künste verführt, und dann, nachdem sie ihre schändliche Leidenschaft befriedigt, im Burgverliess verschmachten lassen. Lange hatte das herzlose Geschöpf dieses Unwesen getrieben, als endlich die Stunde der Vergeltung schlug, denn es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen. An einem Sommerabende meldete der Burgvogt durch mächtige Hornklänge die Ankunft eines Gastes. Die Zugbrücke wurde niedergelassen und herein auf den Schlosshof sprengte auf hohem Rosse ein Ritter mit offenem Visir; letzteres galt die freundschaftliche Gesinnung des Ankömmlings zu bekunden. Die Herrin selbst empfing ihn am Portale und geleitete ihn zum Rittersaale. Alsbald wurde ein vorzügliches Mahl aufgetischt, und die wollüstige Maid weidete sich an dem Anblick des schönen Gastes. Aber was war es, das plötzlich ihr Herz so seltsam bewegte und ihre verführerischen Augen in einen Thränenschleier hüllte? Es war das erwachte Gefühl der Liebe, das sie so lange geschmäht und verhöhnt hatte. Ihres Erfolges und Sieges bewusst, eröffnete sie dem Ritter alsbald ihre Herzensangelegenheit und bat um seine Gegenliebe. Der aber richtete sich hoch

empor, blickte das Fräulein festen Auges an, und sagte, dass er ihre Worte vergessen wolle, er gehöre nur einer an, und dieser werde er zu eigen bleiben, bis die Erde ihn zur Ruhe decke. In wilder Verzweiflung stürzte die Maid nun aus dem Saale und eilte nach ihrem Gemache. In Wuthausbrüchen verschwor sie sich gegen das Leben des sie verschmähenden Ritters, und als es Mitternacht geworden, da schlich sie sich mit einem Dolche bewaffnet, nach der Zelle des schlafenden Gastes. Eine Ampel erleuchtete matt das Gemach und mit verhaltenem Athem trat die Niederträchtige an das Lager des Ritters und holte zum Todesstosse aus. Aber in demselben Augenblicke, als der Dolch sich in des Opfers Brust senken sollte, wurde es Nacht vor den Augen des Weibes und eine Stimme verkündete den Untergang des Ockenfelser Schlosses und die Blindheit der Herrin als die gerechte Strafe des Himmels. Noch stand die Maid niedergeschmettert in dem Gemache, als sie schon den Schlachtruf stürmender Ritter vernahm. Die Verwandten und Freunde der geopferten Jünglinge hatten sich zu einem gemeinsamen Rachezuge verbunden und unbemerkt die Burg erstiegen. Wie eine riesige Fackel loderten die Flammen des brennenden Schlosses zum Nachthimmel empor, und als der goldene Schein der Sonne zum dritten Male das Rheinland begrüsste, da schauten statt der stolzen Veste nur rauchende Trümmerhaufen zu Thal. Seit jener Zeit umwandert allnächtlich das Burgfräulein den Ort, und ruft händeringend den einsamen Wanderer um Hülfe an, denn erst dann darf sie Erlösung hoffen, wenn ein Mann sie freiwillig auf die bleichen Lippen küsst. So geht die Sage von Ockenfels im Volksmunde um, und mancher, der in einsamer Stunde des Weges

kommt, eilt schnell, ein Kreuz schlagend, an der unheimlichen Stätte vorüber.



Rheineck.

n unmittelbarer Nähe des Ortes Brohl auf waldumkränzter Höhe erblickt man das stattliche Schloss Rheineck mit einem gewaltigen 65 Fuss hohen Wartthurme. Der Letztere allein blieb als Ueberrest, als die ehemalige Burg nach häufiger Zerstörung in Trümmer sank, und im 16. Jahrhundert das Geschlecht der Burggrafen von Rheineck ausstarb. Die Vergangenheit des Ortes, von welchem aus sich dem Auge eine überaus herrliche Aussicht darbietet, ist in geschichtlicher Beziehung unbedeutend, und die Chronik weiss nur Weniges von ihr zu melden. Desto mehr aber fesselt den Beschauer der jetzige Bau, welcher Ende der dreissiger Jahre dieses Saeculums der Professor von Bethmann-Hollweg hier in völlig altem Style aufführen, und im Innern prachtvoll durch Möblirung, Gemälde, Alterthümer etc. ausstatten liess. Am Fusse der Höhe, die die Burg Rheineck schmückt, und wo der kleine Pfingstbach vorüberrauscht, nahm einst der Ahrgau seinen Anfang und liegt heute noch das Dörfchen Thalrheineck.

Maria Laach.

Der Laacher See.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloss,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoss.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer hoch zur Stund,
Was Leben hat und Odem
Zieht hinab der Schlund.

So singt Fr. Schlegel in seiner schmermüthig ernsten Romanze „Das versunkene Schloss“. Der Laacher See, an dessen Stelle das versunkene Schloss gestanden haben soll, liegt in der Nähe von Andernach, 1 1/2 Stunden vom Rheine entfernt, im Centrum der vulkanischen Region der Vorder-Eifel. Er selbst aber ist nicht, wie man früher anzunehmen pflegte, ein mit Wasser gefüllter Krater, sondern ein durch die umliegenden Quellen allmählich mit Wasser angefülltes Kesselthal, wie deren die Eifel mehrere aufweisst. An 300 m. über der Nordsee gelegen, hat dieser See einen Umfang von 2 Stunden und in seiner Mitte eine Tiefe von fast 60 m. Eingefasst von dem dunklen Rahmen eines schattigen Waldes, bringt die ruhig klare Wasserfläche des See's dessen Wasser ungewöhnlich kalt und von einer wunderbaren Klarheit ist, auf den einsamen Wandrer jenen wehmüthig ergreifenden Eindruck her-

vor, welchen Schlegel in dem schon erwähnten Gedichte recht passend mit den Versen schildert:

Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was den Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Bande dieser Welt.

Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz;
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz;
Denn alles was vergangen,
Steht lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

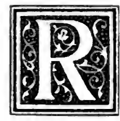
An der Ostseite des See's, 6 m. über dem Wasserspiegel befindet sich, in einer Thonablagerung eine Mofette, wo sich in einer Grube aus der Erde kohlensaure Gase in einer solchen Menge entwickeln, dass kleinere Thiere, welche hineingerathen, ersticken, und dass selbst Menschen, wenn sie den Kopf niederbeugen, die erstickende Wirkung dieser Gase verspüren. An der Südseite des See's führt aus demselben in den hier niedrigen Uferrand eingehauen, ein künstlicher Kanal, durch welchen das überflüssige Wasser des See's unter den Bogen fort zur Nette abgeleitet wird. Die Benediktiner-Mönche sollen ihn im 12. Jahrhundert nach einer Ueberschwemmung, welche die Abteigebäude zu zerstören drohte, haben graben lassen. An dem südwestlichen Ufer des See's liegt die ehemalige Benedictiner-Abtei Maria Laach, eine der berühmtesten und reichsten in Deutschland. Die sechsthürmige Kirche, welche 1156 vollendet

wurde, eine im edelsten Rundbogenstil erbaute Basilika, ist das schönste und wichtigste Denkmal romanischer Baukunst im Rheinlande. Gestiftet wurde die Abtei 1096 durch Pfalzgraf Heinrich II. Dieser und seine Gemahlin, eine Gräfin von Brabant, sehen eines Tages, so erzählt die Sage, von ihrer am See gelegenen Burg aus den ganzen Kessel des See's von wunderbaren Flammen umleuchtet, und von Furcht durchschauert erkannten Beide in dieser Erscheinung einen Wink des Himmels, dass der See eine Stätte werden solle, die durch Religion und Frömmigkeit die ganze Gegend ringsum erleuchte, und beschlossen Kirche und Abtei zu erbauen. Der zierliche 1859 hergestellte Kreuzgang, welcher der Westfaçade vorgelegt ist und ebenso wie die Kirche selbst für die Kunstgeschichte von hohem Werthe ist, stammt aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. 1802 wurde die Abtei durch die Franzosen aufgehoben. Die Kirche wurde Staatseigenthum, die Gebäude der Abtei aber Privatbesitz, bis sie 1863 vom Jesuitenorden angekauft wurden, der, nachdem er ausgedehnte Neubauten ausgeführt hatte, bis 1873 hier am stillen See eine seiner Hauptniederlassungen hatte, die besonders stiller Beschaulichkeit und wissenschaftlichen Studien gewidmet war.



Hammerstein.

Kaiser Heinrich IV.



Rings von Weingeländen umgeben, und selbst mit Reben reich geschmückt, erschaut man, nicht weit von der altehrwürdigen Stadt Andernach entfernt, auf der rechten Rhein-

seite den Berg und die Burgruine Hammerstein. Die moosbewachsenen Trümmer erzählen uns von einer grossen, ehrenvollen, aber auch traurigen Vergangenheit; der Sage gemäss wurden die nun zerfallenen Hallen von Karl Martell, der Hammer genannt, erbaut, und nach ihm mit dem noch jetzt existirenden Namen bezeichnet. Im Mittelalter galt Hammerstein für eine der festesten Burgen am Rhein und 1105 diente das gewaltige Schloss Kaiser Heinrich IV. kurze Zeit als Aufenthaltsort, nachdem dieser durch Flucht der Gefangenschaft entronnen war, in welcher ihn sein Sohn Heinrich V. auf Burg Böckelheim gehalten hatte. In den festen Gemächern Hammersteins blieben sodann auch die Reichs-Kleinodien so lange aufbewahrt, bis Heinrich V. sie nach seiner Residenz abholen liess. Im Jahre 1374 kam die Burg an Kuno von Falkenstein, den Kurfürsten von Trier, und nach einem wechselvollen Schicksal ward sie kurz nach Abschluss des westphälischen Friedens zerstört. Seitdem ragen die Trümmer, wie gewaltige Leichensteine in die Luft empor und verkünden dem Wanderer in stummberedter Sprache die Vergänglichkeit irdischen Glanzes. Wie fast jede Burgruine, so hat auch Hammerstein seine Sage, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt und bis auf unsere Tage erhalten hat und folgendermassen im Volksmunde erzählt wird. Zur Zeit als Heinrich IV. von seinem Sohne auf das Heftigste verfolgt wurde, sass auf der Veste der alte Ritter Wolf von Hammerstein. Er war ein gar kriegerisch gesinnter Herr und da ihm selbst das Alter versagte, in den Kampf zu ziehen, so kannte er keinen grösseren Schmerz, als keine Söhne zu besitzen, die das Geschlecht Derer von Hammerstein fortpflanzen und das alte Wappen mit neuen Lorbeeren schmücken

konnten. Oft beklagte er daher sein Schicksal und verletzte mit harten Reden seine beiden Töchter, die in Anmuth und Schönheit erblühten, auf das Tiefste. Eines Abends, als gewaltige Stürme an den festen Mauern ihre Wuth ausliessen, sass Wolf von Hammerstein wie gewöhnlich in dem hohen Ahnensaale und erging sich in Klagen darüber, dass er der letzte Spross seines Geschlechtes sei und dieses nun bald aussterben werde. Seine Töchter versuchten vergebens ihn zu trösten, härter denn je wies er ihren sanften Zuspruch zurück und schaute finstern Blickes vor sich hin. Da ertönte das Horn des Thurmwarts und gleich darauf erschien der Burgvogt mit der Meldung, dass draussen vor dem Thore zwei fremde Wanderer Einlass und Nachtherberge begehrten. Mürrisch befahl der Ritter, die Beiden hereinzuführen; es währte denn auch nicht lange, so überschritten die späten Gäste die Schwelle des Saales und während der Eine ehrfurchtsvoll am Eingange verblieb, liess sich der Andere erschöpft und laut jammernd auf einen der Holzsessel nieder. Wolf von Hammerstein hatte sich von seinem Sitz erhoben, um die Ankömmlinge nach althergebrachter Sitte zu begrüssen. Aber kaum hatte er sich dem jammernden Greise genähert, als er voll Erstaunen einen Schritt zurückwich und die bereits ausgestreckte Rechte herabsinken liess. „Mein Herr und Kaiser“, ruft er und beugt ein Knie, „was ist mit mir geschehen! ich sehe Dich vor mir, Deines Purpurs und Deiner Krone beraubt?“ „Als Verfolgter siehst Du mich in Deinem Hause, Schutz zu suchen,“ erwiederte mit Thränen in den Augen Kaiser Heinrich IV., denn er war es, „und weisst Du,“ fuhr er fort, „wer mich in solches Elend gestürzt, wer mich auf Böckelheim gefangen gehalten hat? Mein eigner

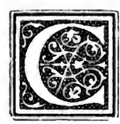
Sohn ist es! O, Wolf von Hammerstein, wie bist Du glücklich zu schätzen, dass der Himmel Dir Töchter nur bescheert! Ruhig kannst Du Deiner letzten Stunde entgegensehen, einen nach Deinem Gute lüsternen Erben brauchst Du nicht zu fürchten. Treue Töchter pflegen Dein und unter ihrem Liebeskusse wirst Du einst hinübergehen zum ewigen Frieden. Was habe ich dagegen? — Doch stille davon, noch lebt die alte Kraft in mir! Sende Boten nach Cöln, das noch treu auf meiner Seite steht, damit es Streiter mir entgegenschicke, und ich will dann mein Schicksal dem Schwerte anvertrauen und in den Kampf gegen den eigenen Sohn, der den Vater verachtet und verrathen hat, ziehen und Gott die Entscheidung anheimgeben!"
Wolf, von dieser Mittheilung auf das Tiefste gerührt, versprach alle Vorkehrungen zu treffen, um den entarteten Sohn nach Gebühr zu züchtigen, und als sich dann später Kaiser Heinrich zur Ruhe begeben hatte, da kehrte er zu seinen Töchtern zurück, und zum ersten Male liebkoste der rauhe Mann die schönen Kinder, von denen er Aehnliches, wie sein Gast, nie zu befürchten hatte. Seit jener Stunde war der Ritter von Hammerstein ein Anderer geworden; nie mehr sehnte er einen männlichen Erben herbei, sondern dankte dem Himmel stets für die zarten Herzen, die er ihm bescheert hatte, und die ihm in treuer Liebe ergeben waren.

Geschichtliches. Burg Hammerstein, am rechten Rheinufer gelegen, gegenüber dem Oertchen Namedy, befand sich auf dem bis an den Rhein vorspringenden mächtigen Felsenkegel unterhalb des alterthümlichen Städtchens Andernach, welches Residenz der merovingischen Könige war. Die Burg besass im 11. Jahrhundert als Kaiserliches Reichslehen Gaugraf Otto der Salier, welcher wegen der Verbindung mit seiner Base Irmengard vom Erzbischof Erkenbold von Mainz mit dem Kirchenbanne belegt und durch

Kaiser Heinrich II. belagert und überwunden wurde. Der Bannfluch vermochte indessen nicht Otto zu bewegen, sich von seiner Base zu trennen; er blieb ihr bis zum Tode getreu. Hammerstein kam 1374 durch eine Schenkung Karl's IV. an den Kurfürsten Kuno von Falkenstein und ward so trierisches Lehen. Das Erzbisthum Cöln liess es nach dem westphälischen Frieden zerstören.



Coblenz.



oblenz am Einfluss der Mosel in den Rhein in einer reizenden Landschaft gelegen, war schon von den Römern als ein befestigtes Kastell (Confluentia) angelegt, doch trat die Stadt später gegen die anderen Römerstädte am Rhein sehr zurück. Zwar besassen auch die Frankenkönige nahe den Trümmern des alten Römerkastells einen Königshof, Cobolenza; aber die Stadt, die sich mehr an der Mosel als am Rheine ausdehnte, blieb lange eine wenig bedeutende Moselstadt. Erst als die Franzosen immer mehr in das Moselgebiet vordrangen, und die Kurfürsten von Trier ihre Residenz daher erst nach Ehrenbreitstein und dann nach Coblenz selbst verlegten, gewann die Stadt an Umfang und Bedeutung. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaute Balduin von Lützelburg, Erzbischof von Trier, hier die feste Moselbrücke, die lange Zeit hindurch eine Hauptzierde der Stadt war. Dieselbe ist im Jahre 1884 erbreitert und renovirt worden. Im 30jährigen Krieg wurde Coblenz abwechselnd von Schweden, Franzosen und Kaiserlichen belagert und besetzt und durch die französische Beschiessung von 1688 der grösste Theil der Stadt zerstört. Beim Ausbruch der französischen Revolution war Coblenz Hauptlager der

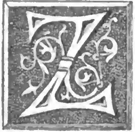
Emigranten, und von dem nachher zerstörten Lustschlosse Schönborn aus erliessen die Grafen von Provençe (später Ludwig. XVIII.) und Artois (später Karl X.) ihre Protestation an Ludwig XVI. Während der französischen Occupation war Coblenz von 1798 bis zum 1. Januar 1814 der Hauptort des Rhein- und Mosel-Departements, und nach den Freiheitskriegen wurde die Stadt von französischem Gelde mit Ehrenbreitstein und den Vorwerken auf den umliegenden Höhen zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut. Das Schloss, welches 1778—1786 vom letzten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus erbaut wurde, ward seit 1850 eine zeitlang vom Prinzen von Preusen (Kaiser Wilhelm I. von Deutschland) bewohnt und ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Augusta, welcher Coblenz auch die schönen „Rheinanlagen" verdankt. Vor der Kirche zu St. Kastor befindet sich der Kastorbrunnen, welchen der letzte französische Präfect in Coblenz zur Feier des Einzuges der Franzosen in Moskau errichten und mit der Inschrift in französischer Sprache versehen liess: „Im Jahre 1812, welches merkwürdig ist durch den Feldzug gegen die Russen. Unter der Präfectur von Jules Douzon". Als dann die Franzosen abzogen, liess der russische General St. Priest nach seinem Einzuge in Coblenz ebenfalls in französischer Sprache die Worte darunter setzen: „Gesehen und als richtig befunden von uns, dem russischen Commandanten der Stadt Coblenz. Den 1. Januar 1814". Eine ergreifende Episode erzählt man sich aus der Zeit der Franzosenvertreibung hier sowohl, wie auch in dem gegenüberliegenden Ehrenbreitstein. Napoleon I. war in der Dreikaiserschlacht links und rechts derart von dem Feinde eingeengt worden, dass er sich nur mit Mühe durchschlagen und retiriren konnte.

Auf der Flucht jedoch gerieth er durch Unvorsichtigkeit in ein Gebüsch, aus welchem er keinen Ausweg ersah. Der Kaiser, dem Kosaken auf schnellen Pferden folgten, wäre unrettbar verloren gewesen, wenn nicht ein ehemaliger Zimmermann und nunmehriger Korporal vom 36. französischen Infanterie-Regimente mit Namen Spohn die Gefahr seines Herrn bemerkt, und diesem zu Hülfe geeilt wäre. Spohn rief Napoleon zu: „Mir den Gaul und den berühmten eckigen Hut, dann flieht, ich werde Eure Rolle schon gut spielen!“ Der Kaiser leistete der Aufforderung Folge, nahm den Hut des Korporals, und dieser schwang sich auf des Kaisers Ross. Indessen waren die Kosaken, die die soeben vollzogene Metamorphose nicht bemerkt hatten, herangekommen und umzingelten den vermeintlichen Kaiser. Da entdeckte der feindliche Anführer den Betrug und wüthend befahl er den getreuen Korporal ohne Pardon niederzuschlagen. Die Soldaten gehorchten und wenige Augenblicke später war Spohn eine Leiche; Napoleon aber entkam durch dieses heroische Opfer glücklich den Händen seiner Feinde. Eine schöne Erinnerung an die Befreiungskriege bietet die Büste Schenkendorf's, die in den Rheinanlagen, seinem Lieblingsspaziergange aufgestellt ist und folgende Worte aus einem Gedichte E. M. Arndts auf seinen Tod als Inschrift trägt:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom Deutschen Land
Mächtig gesungen,
Dass Ehre auferstand,
Wo es erklungen.

Stolzenfels.

Das Töchterlein des Münzmeisters.



Zur Zeit als Erzbischof Werner von Falkenstein auf „Stolzenfels“ Haus hielt, wohnte daselbst des Erzbischofs Münzmeister der nach dem Aberglauben der Zeit mit leidenschaftlichem Eifer nach der Kunst forschte, Gold zu machen. Einst hatte in einer stürmischen Nacht ein fremder Gast mit tückischem Blick und unheimlicher Gestalt an dem Thor Einlass begehrt und sich dem Schatzmeister als einen Adepten d. h. einen Gelehrten in der Kunst Geld zu machen zu erkennen gegeben. Der Schatzmeister, der mit seiner Hülfe das langgesuchte Geheimniss zu finden hoffte, hatte ihn bei sich behalten und ihm ein abgelegenes Burggemach eingeräumt, wo er mit ihm eifrig Versuche in der Goldmachekunst anstellte. Schon war der eigene Besitz an Gold und Silber in des Fremden Schmelztigel gewandert und schon hatte der Schatzmeister sich sogar an den seiner Hut anvertrauten Schätzen des Erzbischofs vergriffen, als eines Tages die Meldung kam, der Erzbischof werde am folgenden Morgen kommen und einige Zeit auf der Burg zubringen. Nun gerieth der Schatzmeister in grosse Angst und Verzweiflung; denn wenn der Erzbischof nach seinem Schatze sah, so musste der Diebstahl offenbar werden, ihn aber Schimpf und Schande und harte Strafe treffen. Daher eilte er in seiner Angst in das Gemach des Adepten und forderte von diesem, dass er ihm nun, wie er versprochen habe, Gold machen müsste, oder beide wären verloren. Jener erklärte, er

habe alle Mittel schon versucht, aber des Münzmeisters ungeduldige Hast habe die Versuche immer wieder vereitelt. Nun gebe es noch ein Mittel, welches bis jetzt noch nicht versucht worden, und welches unfehlbar sei. Aber er müsse dazu das Herzblut einer reinen Jungfrau haben, deren Herz noch für keinen Mann gefühlt habe. Könne er ihm dies verschaffen, so solle er Gold in Fülle haben. Vergebens mochte sich der Münzmeister gegen den Mord, der so von ihm verlangt wurde, sträuben. Um der Schande und Strafe zu entgehen, musste er sich dazu entschliessen; aber wie sollte er eine solche Jungfrau finden? Nun hatte der Münzmeister ein Töchterchen voll holder, jungfräulicher Anmuth, Elsbeth mit Namen, welches in sinniger Liebe des Vaters Leben versüsste und oft mit geheimer Angst dessen Treiben mit dem unheimlichen Fremden beobachtet hatte. Auch jetzt hatte sie des Vaters Aufregung und Verzweiflung gemerkt und besorgt war sie ihm gefolgt bis zu dem Gemache des Fremden. So erfuhr sie an der Thüre horchend des Vaters verzweifelte Lage, sowie das einzige Mittel, ihn vor der drohenden Schande zu retten. Als der Vater sich entfernt hatte, trat sie in das Gemach des Adepten und bot sich als Opfer für des Vaters Ehre dar. Doch der holden Jungfrau Schönheit reizte die Sinnlichkeit des teuflischen Gesellen und er bedeutete ihr, erst um Mitternacht könne die Schmelzung gelingen. Er wollte nämlich in stiller Nacht mit der Jungfrau allein sein, seine Lust an dem schönen Mädchen befriedigen und dann mit den Schätzen, um die er den Vater betrogen, das Weite suchen. Als Elsbeth nun um Mitternacht erschien, erklärte er, um Geld zu machen, brauche er ihr Blut; aber damit der Versuch gelinge, müsse sie um des Vaters Ehre zu retten, erst die eigene Jung-

frauenehre opfern. Da Elsbeth entrüstet dieses Ansinnen zurückwies, wollte er ihr Gewalt anthun, und mit der grössten Anstrengung vertheidigte die Jungfrau, welche bereit war, ihr Blut für des Vaters Ehre zu opfern, ihre eigene Ehre gegen die Angriffe des lüsternen Gesellen. Doch schon schwand ihr die Kraft, schon fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe da wurde plötzlich die Thüre gewaltsam geöffnet und herein trat ein junger schöner Ritter, der ihr Hülfe brachte in der grossen Gefahr. Im Laufe des Tages war nämlich der Erzbischof wirklich angekommen und unter den Rittern seines Gefolges befand sich auch ein Edler von Westerburg, auf den der Anblick des schönen und bescheidenen Mädchens einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Von Liebe zu ihr plötzlich ergriffen, stand er um Mitternacht an dem Fenster seines Gemaches und schaute nach dem noch hell erleuchteten Schlafgemache Elsbeths. Wie er diese in ihrem Zimmer sich unruhig hin und her bewegen, dann dasselbe verlassen und nach einem entlegenen Theile der Burg gehen sah, da erfasste ihn eine geheime Ahnung. Rasch entschlossen eilte er ihr nach und kam noch zur rechten Zeit, um sie aus der grössten Gefahr zu retten. Als Elsbeth sich wieder erholt hatte, gestand der Ritter ihr seine Liebe und versprach, da er ihres Vaters Schuld erfuhr, beim Bischof Verzeihung auszuwirken, und dieser liess nach des Münzmeisters reuigem Geständniss diese Verzeihung auf Elsbeths Bitten um so bereitwilliger zu Theil werden, da die geraubten Schätze wohl versteckt sich noch im Zimmer des Adepten vorfanden. Dieser selbst war, während der Ritter Elsbeth wieder in das Leben zu rufen versuchte, unbemerkt entkommen; doch am folgenden Morgen fanden

Schiffer ihn als Leiche in den Fluthen des Rheines. Elsbeth aber wurde bald mit des Erzbischofs Zustimmung des Edlen von Westerburg glückliche Gattin.

Geschichtliches. Schloss Stolzenfels bei dem Städtchen Capellen um 1250 von dem trierischen Erzbischofe Arnold von Isenburg erbaut, war im Mittelalter häufig Sitz der Erzbischöfe von Trier, von welchen besonders Werner von Falkenstein es fast während der ganzen Zeit seiner Regierung (1388—1418) bewohnte. 1689 wurde die Burg von den Franzosen zerstört und die Ruine 1823 von der Stadt Coblenz dem damaligen Kronprinzen und nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. zum Geschenke gemacht. Dieser liess mit Benutzung der vorhandenen Trümmer die Ruine geschmackvoll in dem Stile eines mittelalterlichen Schlosses wieder aufbauen, und so zählt Stolzenfels, 95 m. über dem Rheine, an einer der schönsten Stellen des Flusses gelegen, mit seinen beiden Rittersälen und seiner mit schönen Fresken gezierten Burgkapelle zu den sehenswerthesten Punkten des Rheinthales.



Lahneck.

Gegenüber Stolzenfels am Einflusse der Lahn in den Rhein, liegt die neu restaurirte Burg „Lahneck“. Von Erzbischof Gerhard von Mainz 1224 erbaut, soll Lahneck im Mittelalter im Besitze der Templer gewesen sein. 1689 gleichzeitig mit Stolzenfels von den Franzosen zerstört, wurde die Burg 1854 mit zweckmässiger Benutzung der Ruinen wieder aufgebaut. — Göthe wurde 1774 auf einer Rheinreise zu nachstehendem kleinen Gedichte begeistert, in welchem er das mittelalterliche Ritterthum pries:

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber-
geht,
Es wohl zu fahren heisst.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
„Dies Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Ritter-
mark,
„Der Becher angefüllt.

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdeht die Hälft' in Ruh,
„Und Du, Du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu!"



Rhense.

Der Königsstuhl bei Rhense.

Bei Rhense, wo die Berge
Sich trennen von dem Rhein,
Da stand auf grünem Plane
Ein Stuhl von Marmelstein,
Frei unter'm freien Zelte
Des Himmels stand er da,
Mit tiefer Scheu und Ehrfurcht
Trat ihm ein Jeder nah.

So beginnt das Lied, in welchem der rheinische Sänger Gustav Pfarrius den merkwürdigen Bau schildert, allwo einst nach der im Volksmunde lebenden Sage die Absetzung des Kaisers Wenzeslaus des Faulen von den versammelten Kurfürsten vollzogen wurde und zwar auf folgende Weise. Kaiser Wenzel, selbst der schweren Bürde der Reichsverwaltung überdrüssig, bei den Fürsten aber auch nicht beliebt, sass einst im Kreise der Kurfürsten auf dem Königsstuhle und erklärte in übler Laune für einen guten Trunk Assmannshäuser, in Ruhe genossen, sei ihm wohl die



Componirt und in Stahl ges. von F. Foltz.

RITTER KONRAD BAYER VON BOPPART.

Kaiserkrone mit all ihren bösen Plagen feil. Kurfürst Ruprecht von der Pfalz hatte dieses Wort vernommen und meinte, nun der Assmannshäuser sei doch nicht allein der beste Tropfen am Rheine, der Bacharacher Trank liesse sich auch nicht verachten, er würde gewiss ebenfalls dem Kaiser auf dem Königsstuhle munden. „Hm,“ antwortete dieser, „das kommt auf die Probe an,“ und um diese zu machen, befahl er, allsogleich ein Fass Bacharacher herbeizuschaffen. Als dieses nun aufgelegt und angezapft war, und Wenzeslaus den ersten Becher geleert hatte, fragten ihn die Fürsten, wie ihm der Wein behage.

Der Kaiser sprach: „Der Wein schmeckt mir,
Das sag' ich ohn' Bedenken,
Und wer des edlen Weines hier
Genug mir wollte schenken,
Dem gäb' ich meine Kron' zum Dank!“

Dann schwieg er und trank abermals den frisch gefüllten Humpen bis zur Neige.

Kurfürst Ruprecht aber hielt den weinliebenden Kaiser beim Worte und erwiderte, dass er gerne die goldene Last übernähme, wenn Wenzelaus sich dafür mit vier Fuder Bacharacher Trankes begnügen wolle. „Topp,“ rief dieser, „den Handel gehe ich mit Freuden ein!“

„Nimm Scepter, Hermelin und Kron';
Nimm Alles, was ich trage.
Doch quält Dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk' an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen werth,
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königsstuhl zu Rhense!“

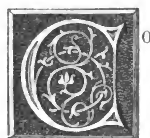
In der That wurde denn Wenzelaus auch seiner Kaiserwürde für verlustig erklärt und der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz als Herrscher des deutschen Reiches proklamirt.

Geschichtliches. Der kleine Ort Rhense gehörte dem Erzstifte Cöln, war lange Zeit verpfändet und wurde erst durch Clemens August 1730 wieder eingelöst. Der unterhalb des Ortes liegende „Königsstuhl“ diente den deutschen Kurfürsten als Vereinigungspunkt um hier nach damaliger Sitte unter freiem Himmel die wichtigsten Reichsangelegenheiten zu besprechen, insbesondere aber das Oberhaupt des Reiches zu wählen. Die Gebiete von vier rheinischen Kurfürsten stiessen hier zusammen. Der Stuhl war ehemals 8 Meter im Durchmesser und 6 Meter hoch.



Boppard.

Ritter Conrad Bayer.



Conrad Bayer von Boppard war ein ebenso tapferer als stolzer und gewaltthätiger Ritter, der nach Sitte der Zeit das rheinische Land nach Beute und Abenteuer durchzog. Einst aber fand er ein Ritterfräulein, das seinen wilden Geist bändigte und ihn mit Liebe erfüllte. Auch Maria, so hiess die Holde, fand Gefallen an dem mannhaften Ritter, und so schwuren sich beide bald ewige Treue. Doch Conrad zog weiter von Abenteuer zu Abenteuer und hatte bald die Maid und seinen Treuschwur vergessen. Da trat ihm eines Tages mit geschlossenem Visir ein anscheinlich noch jugendlicher Ritter entgegen, warf ihm seine Untreue mit harten Worten vor und forderte ihn auf zum Zweikampfe. Als Conrad sich über solche Kühnheit wundernd, nach dem Namen des Gegners frug, entgegnete dieser, er sei der Bruder der Maria und eben aus Palästina zurückgekehrt, gekommen, die verlassene Schwester an dem treulosen Bräutigam zu rächen.

Sofort begann der Zweikampf; aber so tapfer auch der junge Ritter focht, so erbittert er auch auf Conrad eindrang, seine jugendliche Kraft war dem gewaltigen Ritter nicht gewachsen, und bald ermattet, sank er tödtlich verwundet zu Boden. Als nun Conrad, um die Gesichtszüge des besiegten Gegners zu sehen, ihm den Helm abnahm, da sah er erschreckt in das brechende Auge seiner treulos verlassenen Braut, die von seinem Schwerte erschlagen, des Bräutigams Namen murmelnd den Geist aufgab. Sofort fasste ihn bittere Reue über seine That, er verkaufte all sein Hab und Gut, errichtete auf der Stelle, wo Maria von seiner Hand gefallen war, zu ihrem Andenken ein Nonnenkloster, wie grösser und herrlicher am ganzen Rheinstrom keins zu sehen war, und nannte es „Marienberg“. Er selber aber ging hinunter zum Templerhof nach Boppard und nahm das Kreuz, um als Tempelritter im Kampfe mit den Ungläubigen den Tod zu suchen. Doch so kühn er sich auch in die Schlachten stürzte, lange mied ihn der Tod, und statt Grab und Ruhe fand er durch seine tollkühne Tapferkeit nur neue Ehre unter den Tempelrittern, bis vor Ptolomais ein Pfeilschuss seinem Leben und seiner Reue ein Ende machte.

Geschichtliches. Boppard, das Baudobriga der Römer und von diesen schon befestigt, war einst eine Reichsstadt, die in den Urkunden „die lustige und geweste Reichsstadt“ genannt wird. Im Mittelalter gehörte es zum rheinischen Städtebund, und während den Kreuzzügen nahmen die bopparder Tempelherren einen hervorragenden Antheil an den Kämpfen gegen die Sarazenen. 1312 von Kaiser Heinrich VII. seinem Bruder, dem Kurfürsten Balduin von Trier abgetreten und von diesem gewaltsam besetzt, machte die Stadt viele vergebliche Versuche, ihre Reichsunmittelbarkeit wieder zu erkämpfen. Ueber der Stadt liegt das ehemalige Kloster St.Marienberg, welches seit 1839 in eine besuchte Kaltwasserheilanstalt mit schönem, schattig kühlen Park verwandelt wurde

St. Goar.


n der Stelle, wo sich das Städtchen St. Goar ausbreitet, lebte einst in einer Felsengrotte ein frommer Einsiedler, dessen Name später auf den jetzt bestehenden Ort übertragen wurde. St. Goar hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die Schiffer vor den Klippen im Strome zu warnen, und den Schiffbrüchigen Hülfe und Rettung zu bringen. Aus diesem Grunde lehnte er auch das Anerbieten des Frankenkönigs Siegbert, Erzbischof von Trier zu werden, ab, und starb, seinem erwählten Berufe treu bleibend, hochbetagt in der einsamen Felsenklause.

Als einst Kaiser Karl der Grosse eine Rheinfahrt unternahm und an St. Goar vorüberfahren wollte, da bedeckte plötzlich ein solch dichter Nebel den Strom, dass der Schiffer nicht mehr im Stande war, die Fahrstrasse zu behaupten und der Kaiser sich genöthigt sah, Herberge auf freiem Felde zu nehmen. Erst nachdem er auf Anrathen mehrerer Grafen aus seinem Gefolge die Grabstätte des heiligen Goar besucht und die dort befindliche Kirche reich beschenkt hatte, klärte sich der Himmel auf, und die ruhig dahinfliessenden Wellen gestatteten dem hohen Reisenden die unterbrochene Fahrt weiter fortzusetzen.

Am Grabe St. Goars sollen sich dann in der Folge noch zahlreiche Wunder ereignet, und unter Andern auch die Söhne Karls des Grossen, die sich lange bekämpfenden Brüder Karl und Pipin endlich vereinigt haben.

Geschichtliches. Hier lebte wirklich um das Jahr 600 in einer Felsenhöhle St. Goar, welcher den Schiffern den Weg durch die gefährliche „Bank“ zeigte, die Schiffbrüchigen rettete und die Pilger pflegte. Nach seinem Tode, wurde an der Stätte, wo seine



Componirt und in Stahl ges. von F. Foltz.

DER HEILIGE GOAR.



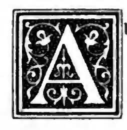


wunderthätigen Gebeine ruhten, ein Kloster erbaut, an welches sich Wohnungen für die zahlreichen Wallfahrer anreihten. Die Befestigungsmauern rings um die Stadt wurden von den Grafen von Arnstein errichtet. Bis 1794 war die Stadt Hauptort der kurhessischen Nieder-Grafschaft Katzenellenbogen. Ein eigenthümlicher, uralter Gebrauch, der früher hier herrschte, das sogenannte Hänseln der Fremden, ist seit Beginn der Dampfschifffahrt in Abnahme gekommen. Ueber die Stadt ragen fast bis zu dem Ufer des Rheines sich hinziehend die Trümmer der Festung „Rheinfels“ hervor, die grösste und eine der schönsten Burgruinen am Rhein. 1245 vom Grafen Diether von Katzenellenbogen zur Erhebung eines neuen Rheinzolles erbaut, wurde sie zehn Jahre später von 26 Städten 15 Monate lang vergeblich belagert. Im Jahre 1692 wurde die Veste gegen 24,000 Franzosen vertheidigt. Später kam Rheinfels an Hessen und wurde von Philipp dem Jüngeren bedeutend verstärkt. 1758 wurde Rheinfels von den Franzosen überrumpelt und bis 1763 besetzt gehalten. Auch 1794 wurde sie fast ohne Schwertstreich durch Verrath des hessischen Commandanten den Franzosen überliefert und von diesen die Festung drei Jahre später zerstört.



Bornhofen.

Sternberg und Liebenstein.



Auf der Höhe des reizend gelegenen kleinen Dörfchens „Bornhofen“ ragen die Ruinen der beiden Burgen „Sternberg“ und „Liebenstein“ hervor.

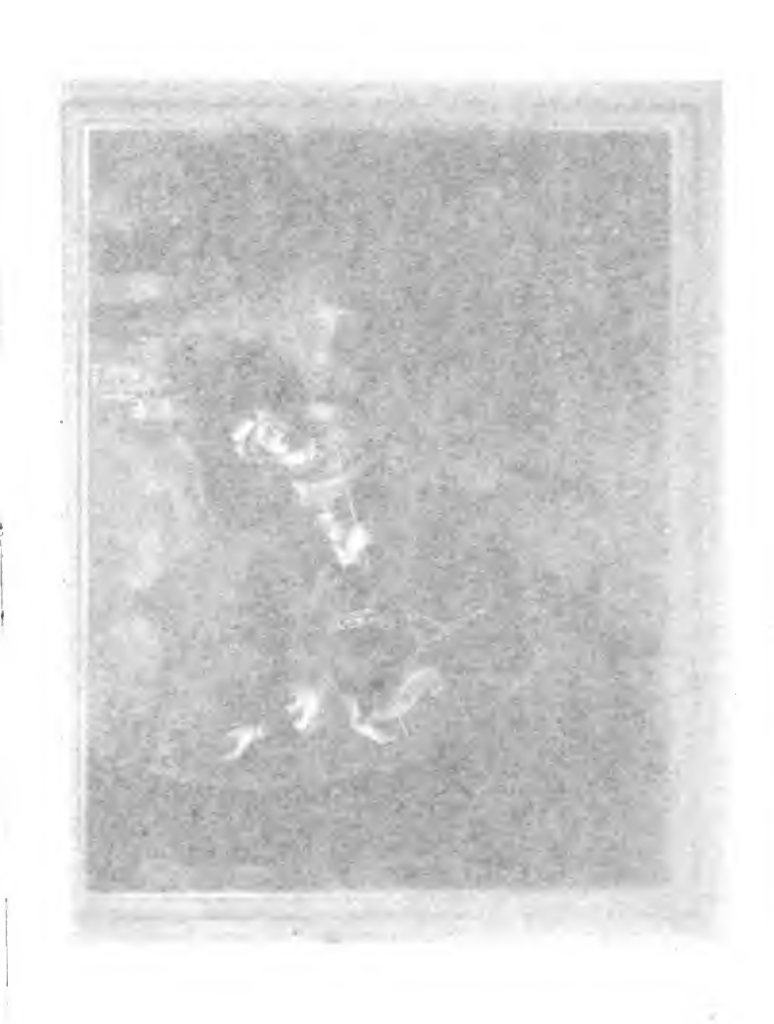
Erstere bewohnte der alte Ritter Kurt mit seinen beiden Söhnen, Konrad und Heinrich. Laura, eine Anverwandte und Waise aus dem Geschlechte der Brömser, war als kleines Kind in die Familie aufgenommen. Als Laura zu einer schönen Jungfrau erwachsen, da fühlten beide Brüder Neigung zu ihr. Das Herz Laura's

war mehr zu Heinrich hingezogen. Konrad, ein edler Character, unterdrückte seine leidenschaftliche Liebe zu Laura, um dem Glücke seines Bruders nicht hinderlich zu sein.

Die Verlobung Heinrichs mit Laura sollte stattfinden. Da kam der heilige Bernhard an den Rhein und forderte die streitbaren Ritter zum Kampfe gegen die Heiden auf. Viele Ritter verliessen ihre Burgen und Familie und rüsteten sich zum Kreuzzuge. Auch Kurts beiden Söhne wollten in der heiligen Sache nicht daheim bleiben und ergriffen das Kreuz. — Der Schmerz des alten Kurt, seine beiden Söhne auf einmal zu verlieren, war fürchterlich und rührte Konrad so sehrt, dass er von seinem Vorhaben Abstand nahm und bei seinem Vater verblieb.

Der alte Kurt liess nun seiner Burg gegenüber „Liebenstein“ errichten, wo Heinrich wohnen sollte, wenn er aus dem gelobten Lande zurückkehre. Der Bau war kaum vollendet, als Kurt starb. Bald kam die Kunde, dass die rheinischen Ritter auf der Rückkehr seien und auch Heinrich, an der Seite einer schönen Griechin, womit er sich im Morgenlande vermählt habe, zurückkehre.

Und so war es wirklich! Eines Tages kündigte Hörnerklang den festlichen Einzug Heinrichs auf Liebenstein an. Konrad war über das unritterliche Benehmen seines Bruders und den unverzeihlichen Bruch der Treue auf's Tiefste empört und forderte ihn zum Zweikampfe auf. Einige Tage später standen sich im Sternberger Walde die beiden Brüder gegenüber. Der Kampf begann, die Schwerter blitzten, Bruderherz gegen Bruderherz, da plötzlich stürzt aus dem Dickicht des Waldes eine weisse Gestalt und wirft sich zwischen die Kämpfenden. „Seid ihr Brüder! ehrt



wa
Ch
zu
li

fi
r

sich zwi



Componirt und in Stahl gest. von F. Foltz.

DIE FEINDLICHEN BRÜDER.

„ihr so das Andenken eures theuren Vaters, der „euch so sehr geliebt? steckt die Schwerter ein“. Beschämt senkten die Brüder ihre Schwerter und söhnten sich aus. Laura war es, die von dem Zweikampfe Kunde erhalten hatte und den Brudermord verhinderte. Nachdem sie ihr schönes Werk vollendet hatte, ging sie zur „Marienburg“, um ihr Leben als eine Braut des Himmels zu beschliessen. Konrad's Freuden am Leben waren dahin, er zog hinab ins Bornhofer Kloster und wurde Mönch. Heinrich's leichtsinniger Character liess das Vorgefallene bald vergessen. Doch nicht lange sollte er die Freuden des Lebens geniessen, denn seine junge Frau, die schöne Griechin, verschwand bald mit einem Buhlen. Er lebte noch einige Jahre in einem höchst unglücklichen Zustande.

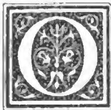
Nach einer anderen Ueberlieferung sollen die beiden Besitzer von Sternberg und Liebenstein eine blinde Schwester um ihr Erbtheil betrogen, und sich, verfolgt vom Fluche des Himmels, absichtslos getödtet haben. Die Schwester habe darauf ihr Vermögen zur Stiftung dreier Andachten verwendet, und als eine derselbe die in der Bornhofer Kirche stattfindende fundirt.

Geschichtliches. Bornhofen war schon vor alten Zeiten ein Wallfahrtsort. Die Kirche, mit einem Gnadenbilde der hl. Jungfrau Maria, ist von dem Ritter Brömser zu Rüdesheim 1435 erbaut worden. Der Kurfürst von Trier, Johann Hugo von Orsbeck liess das Kloster, welches an die Kirche grenzt, errichten.

Die Lore-Ley.

Die Luft ist kühl und es dunkelt
Und ruhig fliesst der Rhein.
Des Berges Gipfel funkelt
Im Abendsonnenschein.
Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr reiches Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar,
Sie kämmt es mit goldnem Kamme
Und singt ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame
Gewaltige Melodei!

Heinr. Heine.



berhalb Bacharach, an der schmalsten Stelle des ganzen Durchbruches des Rheines durch das Schiefergebirge liegt auf dem rechten Rheinufer der Loreleyfelsen mit seinem vielfachen Echo, von dem der Fels (Ley: Schiefer, andere wollen ihn weniger poetisch Laureley d. h. Ausguckfelsen nennen) seinen Namen hat; denn lurleien heisst nachsprechen. Auch hiess man eine altdeutsche Göttin, welche gebrochene Liebesschwüre rächte, Lora. An der Stelle, wo jetzt die Eisenbahn den Felsen durchbrochen hat, war ehedem eine Höhle zu sehen, in welcher die Zauberin nach der Sage gewohnt habe. In dieser Höhle bargen sich zur Zeit des 30jährigen Krieges Flüchtlinge, weil man sie daselbst zu suchen fürchtete. Sie hiess Lurloch. Hier hauste also die schöne, bezaubernde Nixe des Rheins, die Rheinundine, die gefährliche Loreley. Hoch oben auf ihres Felsen höchster Spitze steht sie, im weissen Gewande mit fliegendem Schleier, wehendem Haar und winkenden Armen. Wer ihr folgt auf die Felsenhöhe, vor dem weicht sie zurück und lockt ihn in ihrer bezaubernden Schönheit bis zum Rande des Felsen. Nur

sie sehend, glaubt er vor sich festen Boden, schreitet vor und stürzt zerschmettert in die Tiefe. Wer aber beim hellen Lichte des Mondes in leichtem Kahne ihrem Felsen sich nähert, sieht sie in verführender Schönheit hoch oben an des Felsens Rand. Sie kämmt ihr langes, flächsenes Haar und singt dazu ein süss bethörendes Lied, und wer der Riffe im Strome nicht achtend, den Tönen folgt, der zerschellt an den gefährlichen Klippen,

Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Eine andere Sage berichtet: Einst fuhr der Teufel auf dem Rhein und kam zum Lorleyfelsen. Der Durchgang schien ihm gar zu enge, er stieg aus und stemmte sich gegen die Felswand. Schon begann der Felsen zu wanken, da erklang der Gesang der dort oben hausenden Rheinnixe. So sich gegen den Felsen stemmend, wurde der Teufel durch ihren Zauber an die Stelle gebannt, und von Liebe zu ihr entbrannt, wurde er so heiss, dass er sein Bild in den Felsen einbrannte. Als der Gesang verstummte, war auch der Zauber gelöst, aber er konnte der Nixe nichts anhaben, eilte weg und liess im Felsen eingeprägt sein Bild zurück. Noch heute kann der Reisende das halbliegende Profil eines menschlichen Antlitzes erkennen, und einige meinen, es sei nicht unähnlich dem Gesichte Napoleon's I., des gewaltsamen Unterdrückers der Rheinlanden.

Nach dem Volksmunde war Lorchen ein Mädchen aus Steg bei Bacharach und das schönste Kind der ganzen Gegend. Als es zur Jungfrau erwachsen, wurde sie von einem Ritter gefreit, der ihr die Ehe versprach, sie jedoch täuschte und sich zurückzog. In Verzweiflung verliess Lore die Heimath, setzte über

den Rhein und rief in mitternächtlicher Stunde die Stromgeister zur Rache auf, die ihr von Welleda auch gewährt wurde.

Eine andere, aber ähnliche Sage erzählt von einer Maid, die in Bacharach gewohnt, und durch ihre Schönheit alle Männerherzen im Fluge erobert habe. Da man das Letztere einer übernatürlichen Kraft zuschrieb, so schleppte man sie unter Anklage der Zauberei vor den Bischof, damit dieser den Stab über sie breche, und sie zum Tode verurtheile. Der Prälat jedoch selbst von der Schönheit der unglücklichen Maid heftig ergriffen, vermochte ein so grausames Urtheil nicht zu fällen, sondern übergab sie, als er erfahren, dass dieselbe um einen treulosen Geliebten traure, dreien Rittern, damit sie sie in ein Kloster zu einem stillen und beschaulichen Leben führen sollten. Die Ritter gehorchten und ritten, die Maid in der Mitte, dem Kloster entgegen. Der Weg aber führte sie an einem hohen Felsen vorbei, und von heftiger Sehnsucht, das Schloss ihres Geliebten noch einmal zu sehen entbrannt, bat die Jungfrau ihre Begleiter um die Erlaubniss den Berg besteigen zu dürfen. Die Ritter willfahrten diesem Wunsche, und alsbald kletterte die andere die steile Felswand hinan. Oben angekommen, schaute sie hinab auf den Rheinstrom, und wie ihr Blick seine Windung verfolgte, gewahrte sie plötzlich ein Schifflein, in welchem ihr Geliebter sich befand. Sehnsüchtig die Arme nach ihm ausbreitend, achtete die liebetrunkene Jungfrau nicht des Felsvorsprunges, auf dem sie stand, und stürzte hinab in den Rhein, in dessen Wellen sie die Ruhe fand, die ihr das Leben nicht mehr zu geben vermochte.

Oberwesel.

Die sieben Schwestern.



egenüber der Loreley ragen bei niedrigem Wasserstande sieben spitze Felsen aus dem Rheine hervor, welche die Schiffer die sieben Jungfrauen nennen und von ihnen Folgendes erzählen. Einst lebten auf dem Schlosse Schönberg sieben Ritterfräulein, Schwestern, deren Schönheit so gross war, dass das Schloss, darin sie hausten, davon den Namen erhielt. Aber so schön die Schwestern waren, eben so kalt und gefühllos waren sie auch gegen die Liebe. Zwar wurden die Freier, die von der Jungfrauen Schönheit und Reichthum angezogen, in Menge ankamen, auf der Burg festlich empfangen und bewirthet, und es freuten sich die eitlen Spröden des Eindruckes, den sie auf die Freier machten. Aber wenn diese ihre Bewerbung vorbrachten, wurden sie höhnend abgewiesen. Lange hatten die Schwestern schon ihr Spiel mit Männerherzen getrieben. Da landete eines Tages ein Kahn, in welchem sieben herrliche Jünglinge sassen, in ritterlicher Tracht und mit vornehmem Wesen. Auch sie warben um Herz und Hand der Jungfrauen, und auch sie wurden kalt und spröde abgewiesen. Da verdunkelte sich plötzlich der Himmel, eine höllische Musik ertönte, die Jünglinge umschlangen die sieben Schwestern, jeder eine wie beim Tanzreigen, und schwangen sie tanzend und drehend aus der Burg den Berg hinab und in den Strom hinein, der unter Donner und Blitz stürmisch wogte. Als es aber wieder hell und friedlich am reizenden Stromesufer geworden, da ragten sieben Felsenspitzen aus dem Strome hervor, in welche

zur Strafe für ihre unnatürliche Härte die Jungfrauen mit Felsenherzen verwandelt worden waren.

Geschichtliches. Oberwesel ist römischen Ursprunges und wird in Urkunden unter dem Namen Saliss. Vesalia erwähnt. Im Mittelalter war es eine der mächtigsten freien Städte des Rheines. Die auf der Höhe liegende Burg „Schönberg“ gehört zu den ältesten Burgen. Aus dem Besitz der Grafen Arnstein kam sie an die Grafen Schönberg. Im Orleans'schen Krieg wurde die Burg von den Franzosen zerstört. Graf Hermann von Schönberg, welcher als Staatsmann und Feldherr in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle in den Angelegenheiten Europa's einnahm, wurde in der Burg geboren.



Caub.

Gutenfels.



Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wohnte auf Schloss Caub Graf Philipp von Frankenstein mit seiner schönen Schwester Guta. Auf einem glänzenden Tournier, welches der Erzbischof von Cöln veranstaltet hatte, erschien einst ein fremder Ritter, der durch sein edles Auftreten aller Damen Augen auf sich zog, auch die sonst so spröde Guta fühlte eine Neigung zu ihm. Niemand kannte ihn, man wusste nur, dass er ein Ritter sei. Guta's schönes Antlitz war dem Ritter nicht entgangen und auch er fühlte Liebe zu ihr. Als er nach dem Tournier an dem Balkon vorrüberritt, auf dem die Damen standen, fiel ein Handschuh von ihr herab, er hob ihn auf, warf einen fragenden Blick zu der holden Besitzerin empor, und als diese erröthend nickte, steckte er den Handschuh an seinen Helm. Bald dar-

auf kam der Ritter auf die Burg, wurde freundlich empfangen, und obgleich sein Name noch ein Geheimniss bleiben musste, schwur Guta ihm ewige Treue. Nun zog der Ritter ab, mit dem Versprechen bald wiederzukommen, aber Monate vergingen, ohne dass Guta von dem räthselhaften Fremden etwas hörte und da sie schon glaubte, die Hoffnung aufgeben zu müssen, dass der fremde Ritter je wiederkehre, ward sie von Liebesleid auf's Krankenbett geworfen. Es war die Zeit, da in zwiespältiger Wahl die einen den Herzog Richard von Cornwall, die andern den König Alfons von Kastilien zum deutschen Kaiser erwählt hatten. Während Alfons nie nach Deutschland kam, nahm Richards Ansehen am Rheine immer mehr zu. Eines Tages nun erschien König Richard auf der Burg, und nachdem er sich dem Grafen angemeldet hatte, eröffnete er diesem, er sei gekommen, seine Schwester als Gemahlin heimzuführen. Der besorgte und erschrockene Bruder geht an's Krankenbett, seiner Schwester die Nachricht mitzutheilen, kehrt aber bald mit der Antwort zurück, seine Schwester habe einem fremden Ritter Treue gelobt, die sie ewig halten würde. Daher müsste sie den Antrag Richards ablehnen. „Gebt ihr diesen Handschuh!“ erwiderte Richard. Als der Graf diesen der Schwester brachte, erkannte sie, dass der König ihr Ritter sei. Sofort war sie ihrer Krankheit genesen, und bald lagen sich beide in den Armen. Der Graf nannte nun zu Ehren seiner Schwester die Burg Caub „Gutenfels“ und König Richard lebte mit seiner schönen Gemahlin in ungetrübtem Glücke bis an sein Lebensende (1271).

Geschichtliches. Ursprünglich hiess Gutenfels bei Caub „Cube“ (Burg oder Veste) und war Besitzthum der Gaugrafen der Einrichs; später kam die Burg an die Grafen von Nüringer, dann

an die Erbtochter Werner von Bolanden's Guda oder Jutta und 1277 durch den Pfalzgrafen Ludwig II. an das pfalzgräfliche Haus. Gustav Adolf von Schweden versuchte von Caub aus einen Rheinübergang, jedoch vergeblich. 1807 wurde die Burg auf den Abbruch verkauft. — Caub hat seit alter Zeit guten Weinwachs, welcher durch den hl. Theonesius angelegt wurde. In dem alten Stadtwappen befindet sich der hl. Theonesius in einer Kufe sitzend. Simrock beschliesst in nachfolgenden Versen die Reise des Heiligen von Mainz bis Caub wie folgt:

Ihr alle haltet ihn nicht fest,
Bei Caub erst landet Theonest:
Er pflanzte mit dem Christenglauben
Bei Caub die ersten süssen Trauben;
In seiner Kufe presst er sie:
Ihr Cauber, das vergesst ihm nie.

Wann feiern wir St. Theonest?
In den October fällt sein Fest,
Wenn aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein ist auferstanden.
Ja, wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket dess, der ihn gepflanzt.



Stahleck.

Der Pfalzgraf Hermann.



uf Stahleck, einst von hervorragender Bedeutung in der deutschen Reichsgeschichte, und noch imponirend mit seinen Trümmern, hauste in der Mitte des 12. Jahrhunderts der stolze, und seiner Tapferkeit wegen berühmte Pfalzgraf Hermann, ein Neffe Conrads III. Von seinem endlichen Schicksal hat uns die Geschichte, nicht wie von andern grossen Männern eine Sage, sondern

die wirkliche Thatsache, die wir hier in Kürze erzählen wollen, aufbewahrt.

Hermann, dessen hervorragendste Eigenschaft der Ehrgeiz war, suchte, um seinen Besitz zu vermehren, in Gemeinschaft mit andern Rittern den Bischöfen von Mainz und Trier einen Theil ihrer Länder zu entreissen und ward dieserhalb im Jahre 1155 vor das Forum des Reichstages nach Worms beschieden. Pfalzgraf von Stahleck erschien und Kaiser Friedrich Barbarossa verurtheilte denselben nach genauer Prüfung der bischöflichen Klagen wegen Landfriedensbruchs zu der damals üblichen Strafe des Hundetragens. Auf das Tiefste verletzt, und der stets als sein Höchstes gepriesenen Ehre beraubt, verliess der Ritter die Versammlung, und zog blutenden Herzens zurück zu seiner Veste. Allem Zureden und allen Trostworten der Vasallen wollte es nicht gelingen, die trüben Schatten, die Hermanns Seele erfüllten, zu verscheuchen, und in finsterm Brüten stand stundenlang der Burgherr auf der Mauerzinne und blickte hinab in den ruhig dahinfliessenden Rhein. Oft waren ihm schon Selbstmordgedanken gekommen, allein der Strahl göttlicher Gnade erleuchtete sein leidendes Gemüth und eines Tages fasste er einen rühmlicheren Entschluss als den der Selbstvernichtung. Hinauf stieg Hermann auf die Plattform des Wartthurmes und schleuderte mit kräftiger Hand das einst heissgeliebte Schwert in die Fluthen des Stromes; dann rief er seine Kriegsmannen und Diener herbei, und wie sie ihn Alle in dem hohen Ahnensaale voller Staunen umstanden, da vertheilte er unter sie seine reichen Schätze an Gold und Silber, Waffen und Gewänder und wünschte ihnen thränenden Auges Lebewohl. „Ich habe meine Ehre verloren,“ sagte er, „folglich kann mich die Welt

nicht mehr erfreuen. Ich gehe nun, verborgen in einsamer Klosterzelle um das hochgepriesene verlorene Gut zu trauern. Lebt wohl!“

Alle Klagen, alle Bitten seiner Getreuen vermochten Hermann in seinem Entschlusse nicht wankend zu machen; er legte die Ritterrüstung ab und zog in ein stilles Kloster, wo er in frommem Gebete und Ausübung geistlicher Busswerke den Rest seiner Lebenstage verbrachte.

Geschichtliches. Stahleck, einst ein sehr festes Schloss, war im 11. Jahrhundert im Besitze der Hohenstaufen und bis 1253 Sitz des Pfalzgrafen. 1620—1640 achtmal von den Franzosen belagert, wurde es ungeachtet seiner gewaltigen Mauern 1689 unter Ludwig XIV. von Melac gänzlich zerstört. Am Fusse des Schlossberges liegt das Städtchen Bacharach, welches mit den vielen Thürmen seiner Stadtmauern und der eigenthümlichen Bauart vieler Häuser das Gepräge des höchsten Alterthums trägt. Seinen Namen hat die Stadt von Bacchi aram (Altar des Bacchus), einem grossen, bei niedrigem Wasserstande im Rhein sichtbaren Steine, genannt der Elterstein, welchen der Sage nach die alten Römer ihrem Weingotte (Bacchus) als Altar errichteten. Von dessen Sichtbarwerden verspricht man sich ein gutes Weinjahr. Einst war der hier wachsende Wein für so köstlich geschätzt, dass Kaiser Wenzel für ein Fass Bacharacher die Stadt Nürnberg von ihren Pflichten gegen ihn freisprach, und Pabst Pius II. sich alljährlich ein Fässchen nach Rom kommen liess.

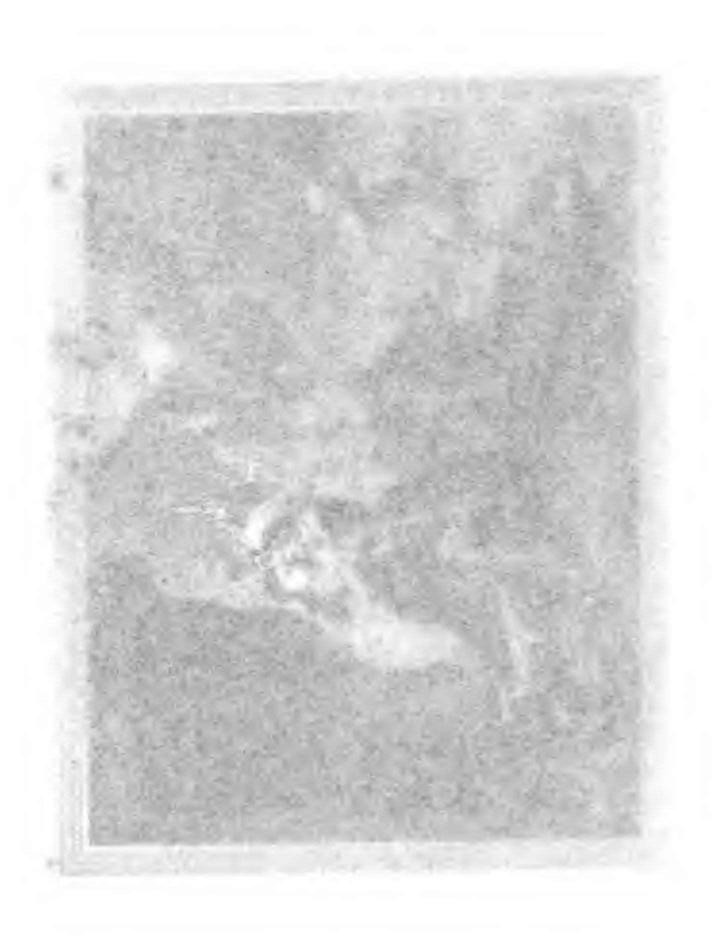


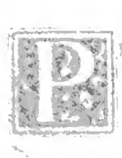
Die Pfalz.

Belohnte Treue.



Pfalzgraf Conrad, ein Bruder Kaiser Friedrichs I., hatte eine schöne Tochter, Agnes mit Namen, um welche sich viele Ritter bewarben, die jedoch alle abgewiesen wurden,







DIE RHEINPFALZ.

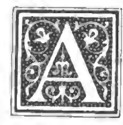
da Agnes dem ritterlichen Heinrich von Braunschweig, dem ältesten Sohne Heinrich des Löwen, in Liebe zugethan war. Anfangs waren auch die Eltern dem Bunde der Liebenden günstig gewesen. Als aber mit dem Abfalle Heinrich des Löwen der unglückliche Streit der Welfen mit den Hohenstaufen begann, wollte der Pfalzgraf Conrad von dieser Ehe nichts mehr wissen und schmiedete mit seinem Neffen, dem nunmehrigen Kaiser Heinrich VI. einen anderen Heirathsplan. Aber Agnes wollte von des Vaters Plänen nichts wissen und blieb ihrem Verlobten treu. Daher liess der Vater die ungehorsame Tochter auf die feste Pfalz im Rheine bringen und in strenger Obhut halten. Doch Agnes wusste die Mutter zu gewinnen, und als der Pfalzgraf einst am Hoflager des Kaisers war, wurde Heinrich, als Pilger verkleidet, in die Burg eingelassen und mit Zustimmung der Mutter in aller Stille die Trauung der treuen Liebenden vollzogen. So lebte das Paar in dem Gefängniss der Agnes bis zur Rückkehr des Vaters, der nun auch seine Einwilligung geben musste. Zwar loderte des grimmen Kaisers Zorn anfangs heftig auf, aber da das Geschehene nicht zu ändern war, gab er den vereinten Bitten von Tante und Base nach, machte Frieden mit Heinrich dem Löwen und sicherte dessen Söhne die Belehnung mit der wichtigen Pfalzgrafschaft seines Schwiegervaters zu (1194). Conrad aber verordnete, dass in demselben engen Gemach, in welchem Agnes ihres ersten Sohnes genas, in Zukunft alle Pfalzgräfinnen die Geburt des Stammfürsten abwarten sollten.

Geschichtliches. Die Pfalz (Palatium, Kaiserlicher Palast) ist ein sechseckiges Gebäude auf einem Felsenriff von Thonschiefer. Ursprünglich zur Erhebung des Rheinzolles im 13. Jahrhundert erbaut, wurde es später von dem Pfalzgrafen als Aufenthaltsort in seiner heutigen Gestalt ausgebaut. Der Sage nach ist der

Thurm Stammhaus der Pfalzgrafen, in welchem die Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft abwarten mussten. Hier zog Blücher in der Neujahrsnacht 1813—14 mit dem ersten preussischen Armeecorps über den Rhein.



Lorch.



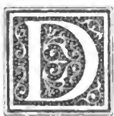
m Ausflusse der Wisper, welche auf der Kemler Haide bei dem Dörfchen Wisper entspringt und einen achtstündigen Lauf bis zum Rheine durchmisst, liegt Lorch, einer der ältesten Flecken des Rheinlandes mit einer schönen, neu restaurirten Kirche. Lorch war im Mittelalter der Sitz eines zahlreichen Adels, der hier, wie es in einer alten Urkunde heisst, „ein Leben führte, wie im Paradiese". Hilgen Lorch, ein tapfrer Ritter von dem alten Schlosse Rheinberg hatte als Kreuzfahrer den Zug in's gelobte Land mitgemacht, und kehrte von der Sehnsucht zu seiner Frau Gertrud getrieben, in die heimathlichen Gauen zurück. Bald ward er denn der Zinnen Rheinbergs ansichtig, aber schnell entschwand der Jubel seines treuen Herzens, als er vernahm, dass Ritter Heinz der Wilde von seinem Schlosse und seiner Gemahlin während der Palästinafahrt Besitz genommen hatte, und in seinem Eigenthum den grossen Herrn spielte. Hilgen schäumte vor Wuth und sein Inneres war erfüllt von Rachegedanken. Lachend liess ihm Heinz die Nachricht bringen, der Ritter könne sein Eheweib wieder holen, wenn er im schnellsten Galopp den Gipfel des Berges

erreiche. Hilgen war ob dieser Mittheilung ausser sich, allein die Sehnsucht nach dem geliebten Weibe liess ihn auf Mittel sinnen, ein Pferd zu erwerben, auf welchem er den nach menschlicher Berechnung unmöglichen Ritt wagen könne. Wie er nun so sinnend dastand und mit der Schwertspitze den Erdboden aufwühlte, da trat plötzlich ein altes, hässliches Männchen auf den Ritter zu und erklärte ihm, ein solches Pferd verschaffen zu können. Ueberrascht schaute Lorch den Alten an, den er alsbald als den leibhaftigen Gottseibeiuns erkannte, aber dessen Anerbieten er doch trotz dieser Wahrnehmung mit Freuden annahm. Kaum hatte er die diesbezügliche Erklärung abgegeben, so ging mit dem Männchen eine Metamorphose vor sich und fast im nämlichen Augenblicke erblickte der Ritter ein wildschnaubendes Ross, das die Nüstern blähte und mit seinen Hufen Funken aus dem Boden schlug. Nur ein einziges Ziel erstrebend, schwang Lorch sich, unbekümmert um sein Seelenheil, auf den Rücken des Thieres, und im Hui ging es die steilen Felsenmassen hinan. Aus der Tiefe des Rheines wünschte kreischend eine Stimme gute Fahrt und auf der Burgmauer stand wie vom Donner gerührt Heinz der Wilde und schaute mit Entsetzen den fürchterlichen Ritt. Doch der Gegner gönnte ihm zu solchen Betrachtungen nicht lange Zeit, bald stand er hoch oben auf der Mauer, und in blindem Hasse senkte er den Todesstoss in das Herz seines Feindes. Indessen hatte sich Frau Gertrud der Scene genähert; auch sie erkannte in dem Rosse den Satan, und rief ihrem Gatten zu: „Nicht mit Menschenkraft hast Du die Freude Deines Lebens erlangt, Du bist dem Bösen anheimgefallen; Gott sei Dir gnädig.“ Dann sank sie entseelt zu Boden, und wie Hilgen die geliebte Gattin zu seinen

Füssen sah, da ergriff ihn eine wilde Verzweiflung, und er donnerte den Teufel an: „Arger Wicht, höllisch hast Du mich betrogen, da nimm und sättige Deine Rache!“ Hoch auf spritzte das Blut aus des Ritters Herzen, das dieser mit seinem blutbefleckten Schwerte durchbohrt hatte, und durch die Luft entführte der Böse die schwarze Seele, mit gewaltigem Hufschlage die hohe Zinne des Thurmes zerschmetternd, der bald darauf, wie auch das ganze Schloss in einen Trümmerhaufen sank.



Geroldstein.



Die Ruine Geroldstein, von Raubrittern im 14. Jahrhundert bewohnt, liegt in dem immer enger und romantischer werdenden „Wisperthale“, welches zu bestimmten Stunden namentlich im Frühjahr und Herbst einen merkwürdigen kalten Wind aushaucht, von dem Freiligrath sagt:

Der Wisperwind, der Wisperwind,
Den kennt bis Oestrich jedes Kind;
Des Morgens früh, von vier bis zehn,
Da spürt man allermeist sein Weh'n.
Stromauf aus Wald und Wiesengrund
Haucht' ihn der Wisper kühler Mund.

In den Wäldern, Fluren und Auen, welche die Trümmer des alten Schlosses umgeben, hat der Sage gemäss noch heute ein Spross des Geschlechtes, Hans von Geroldstein, sein Revier. Wenn die Glocken der



D[illegible] dem Rach[illegible]
[illegible] liegt in den [illegible]
[illegible] Bischer [illegible]
[illegible] zu bestimmten [illegible]
[illegible] und Herbst [illegible]
[illegible] von den [illegible]

[illegible]wind,
[illegible] Kind;
[illegible] bis zehn,
[illegible]



Componirt und in Stahl gez. von P. Foltz

CILGEN LORCH VOM RHEINBERGE.

Umgegend mit dumpfem Tone die Mitternacht verkünden, steigt nämlich der Ritter aus seinem Grabe und schwingt sich auf ein bereitstehendes Ross. Auf diesem durcheilt er die Gegend, mit lautem Rufe die ehemaligen Genossen zur Jagd einladend. Und

Mit Eulengekrächz aus altem Gestein,
Mit Wagengerassel und Hörnertönen,
So zieht er in die Nacht hinein
Und macht die Wisperschlucht erdröhnen.
So haust bei fahlem Mondenschein
Der wilde Jäger von Geroldstein.

Ein Schrecken der Bewohner des Wisperthales, hält Hans, der im Leben kein grösseres Vergnügen kannte, und selbst den Tag des Herrn, statt im Gotteshause auf der Birsch zubrachte, mit grossem Gefolge von Damen und Herren seine fürchterliche Jagd, bis das Frühroth die Berge des Rheines mit seinem Glanze verklärt. Erst mit dem Zwielicht, wenn die Schatten der Nacht verschwinden

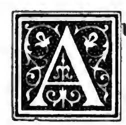
Dann eilen sie alle wieder zu
Der alten Burg; es krächzt der Rabe;
Hans schickt die Geister wieder zur Ruh'
Und steigt selbst wieder zu Grabe

um in der folgenden Nacht, vom Fluche getrieben, den alten Spuk auf's Neue zu vollführen.



Soneck.

Der blinde Schütz.



Auf der Burg Soneck sassen die Raubritter in fröhlicher Stimmung bei einem Zechgelage und freuten sich des reichen Sieges ihrer letzten Waffenthat, die sie an eini-

gen Kaufleuten ausgeführt hatten. Der geraubte Wein schmeckte ihnen so köstlich, dass sie bald in Trunkenheit fielen, wovon der Burgherr nicht ausgeschlossen war, und in diesem Zustande ihrer Zungen freien Lauf liessen.

Die Unterhaltung wendete sich dem Bogenschiessen zu, und man erinnerte sich dabei auch des besten Schützen, des plötzlich verschollenen „Burgherrn von Fürsteneck“, von dem Niemand wusste, wo er hingekommen war. „Haha“! lachte der Sonecker, „meinem Feinde von Fürsteneck habe ich das Handwerk gelegt; er wurde heimlich gefangen genommen, und nachdem ich ihn geblendet, liess ich ihn hinter Schloss und Riegel in Ketten legen. Und ich wette, fuhr der Sonecker fort, dass die Bestie das ihm gesteckte Ziel noch zu treffen weiss.“

Ein wildes Schreien der Raubritter schallte durch den Saal, bis endlich eine hohe Wette zu Stande kam. Der Sonecker liess den blinden Schützen heraufführen.

„Sieh“, ruft er ihm zu, „du sollst heute deinen Meisterschuss thun und triffst du das Ziel, so bist du frei.“ Lange zögerte der Blinde und als der Sonecker ihm mit Folter drohte, entschliesst er sich zum Schuss.

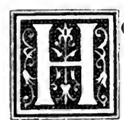
„Wohlan denn! so gieb mir für den Pfeil und als Zeichen, wohin ihr's Ziel steckt, einen Ton“. Und der Sonecker wirft einen Becher zur Erde und ruft, „Jetzt schiess!“ In demselben Augenblicke klingt der Bogen und ein Pfeil durchbohrt das Gehirn des Soneckers; in einem Blutstrom stürzt er hin, und mit dem Leben dieses Wütherich war es zu Ende.

Die Schaar der Gäste floh entsetzt von dannen; nur ein Mitleidiger blieb zurück. Er nahm den Fürstenecker am Arm und führte ihn zu den Seinigen zurück.

Geschichtliches. Die Burg Soneck gehörte zu den gefürchtesten Raubnester am Rhein, und das Geschlecht Soneck wird als das wildeste des 13. Jahrhunderts bezeichnet. Zweimal wurde die Burg eingenommen, zertrümmert und die Bewohner niedergemacht. Die Ruine wurde später wieder prachtvoll aufgebaut und kam in den Besitz des Prinzen Carl von Preussen.



Rheinische Raubritter.

ohe Felsenufer mit einzelnen Rebenpflanzungen und den ehrwürdigen Resten der Vorzeit bedeckt, engen nunmehr den Strom ein, der hier in rascherem Laufe dahineilt. In dieser wild-romantischen Partie des Rheinthals verweilt heute der Reisende gern mit besonderem Behagen; in den düsteren Zeiten des Faustrechts aber, als Fürsten und Stände sich untereinander bekriegten, plünderten und verheerten, und als der niedere Adel Lust und Erwerb an Wegelagerung und Strassenraub fand, da hausten hier die gefürchteten rheinischen Raubritter. Statt dem Kaiser, um den sie sich nicht mehr kümmerten, Heeresfolge zu leisten, lagen sie auf ihren hohen Felsenburgen im Hinterhalte, und wehe dem Kaufmann, der seine kostbaren Waaren auf der Landstrasse oder den Fluss hinunterführte. Mit seinen wilden Gefährten fiel der Ritter über Wagen und Schiff her, raubte ihm seine ganze Habe, und der Kaufmann konnte von Glück sprechen, wenn er nicht selbst mitgeschleppt und im tiefen Burgverliess eingekerkert wurde, bis die Seinigen ihn loskauften mit schwerem Gelde. Auch brachen sie zuweilen in den Landmarken der Städte ein, um die Weiler zu plündern und die Viehheerden wegzu-

treiben, und thaten sich die Städte einmal zusammen, ihnen den Raub wieder abzujagen, so spotteten sie ihrer in ihren festen Burgen. So waren die rheinischen Berge eben so viele Raubnester der Ritter.

Der Scharpfenstein, von Soneck Kurt,
Von Vautsberg Fust der wilde,
Der Waldecker von der Falkenburg
Und Kuno Hohneck — das war die Gilde.

Das ist die Heldenschaar vom Strauch,
Es will der Adel leben,
Braucht Geld und neue Kleider auch,
Das muss der Kaufmann geben.

Seinen Gipfel erreichte die Macht der Raubritter gegen die Mitte des 13. Jahrh. Als aber Rudolf von Habsburg Schirmherr des deutschen Reiches geworden und „die schreckliche, die kaiserlose Zeit“ ein Ende hatte, da gelang es ihm, mit Hülfe des Städtebundes ihre Macht zu brechen. Die ritterlichen Räuber wurden geächtet, bis in ihre innersten Schlupfwinkel hinein verfolgt und die Gefangenen schonungslos hingerichtet, ihre Wohnsitze aber zerstört.

Nur Kaiser Rudolf lobesan,
Den sollten sie empfinden,
Der nahm der Kaufleute sich an,
Und wusste die Strolche zu finden.

Bei Falkenburg am Rheinesstrand
Da baumeln fünf Skelette,
Das waren Herren vom Ritterstand —
Wer solche Ahnen hätte!!

An den Fuss der burggekrönten Höhen aber lehnten sich die Wohnungen der Dienstmannen an, sowie Kapellen und Einsiedeleien, wo fromme Brüder zu Trost und Hülfe der Vorübergehenden sich angebaut hatten. So entstanden die zahlreichen Ortschaften,

welche heute am Fusse dieser Berge liegen, und die meistens nur aus einer langen Reihe Häuser bestehen.



Die Clemenskirche.

Von der Entstehung dieser Kirche erzählt uns die Sage Folgendes:

Ein Ritter von Rheinstein, der in dem Rufe eines verwegenen Wegelagerers stand hatte den Entschluss gefasst, eine edle Maid aus dem Wisperthale zu seiner Gattin zu machen; allein diese, den räuberischen Sinn des Ritters kennend, sträubte sich gegen dieses Ansinnen, und erklärte dann Rheinstein offen, dass sie nie die Braut eines Strassenräubers werde. Hierüber ergrimmt, schwur der Ritter die spröde Schöne mit Gewalt zu entführen, und als einst das Fräulein sich vor der Burg im Freien erging, stürzten drei schwarz vermummte, von dem Besitzer Rheinsteins gedungene Ritter aus einem Hinterhalte hervor und bemächtigten sich der nichts ahnenden Maid. Ungeachtet ihres heftigen Sträubens und ihrer lauten Hülferufe schleppten die drei das unglückliche Fräulein in ein auf dem Rheine liegendes Schifflein. Kaum hatten sie indessen die Kette gelöst und den Kahn vom Ufer abgestossen, so erhob sich ein gewaltiges Unwetter. Blitze durchzuckten die Luft, der Donner krachte in den Felsschluchten der Berge und ein heftiger Sturm thürmte die wilden Fluthen des Stromes empor. Die Insassen des Schiffleins schienen verloren zu sein, denn schon drangen die Wellen über Bord und im nämlichen Augenblicke kenterte das Fahrzeug und die Ritter sammt dem Edelfräulein

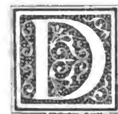
verschwanden in dem Schoosse des Rheines. In dieser höchsten Noth flehte die Letztere zu dem h. Pabst Clemens, und gelobte ihm, wenn er sie aus dem nassen Grabe errette, drüben am Ufer eine Kirche zu seiner Ehre erbauen zu wollen. Kaum war dieses inbrünstige Gebet gesprochen, so zerrissen die finstern Wolkenmassen, und der heilige Clemens, angethan mit den Insignien seiner päbstlichen Würde, erschien auf den nun sanft hingleitenden Wogen und führte die fromme Maid an das Ufer. Dankerfüllten Herzens und ihrem Gelübde treu, erbaute die Gerettete alsbald die versprochene Kirche, welche noch heutigen Tages bei den Gläubigen als eine Stätte des Friedens in hohen Ehren steht.

Geschichtliches. Die Clemenskirche wurde jedoch nach historischen Nachrichten von den Hinterbliebenen der Ritter von Waldeck erbaut und zu Seelenmessen für die in der Nähe Hingerichteten gestiftet. Sie kam später ganz in Verfall und blieb lange Zeit in diesem Zustande, bis die Prinzessin Friedrich von Preussen sie wieder herstellen und zum Gottesdienste einrichten liess.



Rheinstein.

Die Braut von Rheinstein.



Der Ritter von Reichenstein, dem das Schicksal wohl ein treues, goldenes Herz, aber leere Truhen und ein zerfallenes Schloss beschieden hatte, war mit Gerda von Rheinstein durch die Minne eng verbunden, und ungeachtet seiner Armuth wagte er es, durch seinen Oheim Kurt um die Hand des Ritterfräuleins

bei dessen Vater werben zu lassen. Jener aber fasste, als er Gerdas liebreizende Gestalt erblickt und deren edle Gesinnung und Herzensgüte erkannt hatte, den verrätherischen Plan die schöne Maid für sich zu gewinnen. Der Ritter von Rheinstein, von rauhem, hartem und geizigen Wesen fand gegen den alternden Freier nichts einzuwenden, und so sehr Gerda auch um eine andere Entscheidung und um die Vereinigung mit dem Heissgeliebten bat, des Vaters Sinn war nicht zu erweichen, und Kurt erhielt dessen Zusage zur Trauung. Der dazu festgesetzte Tag erschien, und unter Musik und Gesang zog die festlich geschmückte Schaar der geladenen Hochzeitsgäste von der Burg Rheinstein hinab der St. Clemenskapelle entgegen, wo bereits der Priester der Vollziehung der Trauung harrte. Traurig und in sich gekehrt, sass die bleiche Gerda auf dem weissen Rosse, das ihrem Bräutigam gehört hatte, aber von dem Verräther Kurt als Eigenthum behalten worden war, und als die Zinnen Reichensteins sichtbar wurden, richtete sie den thränenumflorten Blick zum letzten Scheidegrusse auf die Stätte, die das Theuerste auf Erden barg. Auf dem Söller des Wartthurmes stand Kuno, den Tod im Herzen und schaute auf den glänzenden Zug, der sich dort durch das Thal bewegte, und der ihm für immer die geliebte Braut entführte. Noch einmal wollte er Gerda sehen, und wenn er dann den Leidenskelch bis zur Hefe geleert hatte, wollte er dem glanzlosen Leben in der Welt für immer Lebewohl sagen, und den Rest seiner Tage in den stillen Mauern eines Klosters verbringen. So stand er dort oben, und das von der Hand beschattete Auge spähte hin nach jener Richtung, wo Gerda's herrliche Gestalt auf seinem Rosse dahin getragen wurde. Da ver-

nahm er plötzlich den Hufschlag eines herangallopirenden Pferdes, und wie er den Blick auf den Felspfad, der zur Burg führte, richtete, gewahrte er die geliebte Gerda, die im Brautgewande, mit fliegendem Schleier und wallenden Haare den Berg hinaufgestürmt kam. Das treue Ross hatte nämlich, sein altes Heim erblickend, den Weg nach Reichenstein eingeschlagen, und so sehr der verruchte Kurt und seine Genossen tobten und fluchten, das Pferd setzte seinen Weg fort, und in rasendem Galopp erreichte es die Burg. Jetzt zauderte Kuno nicht länger; schnell flog er die schmale Thurmtreppe hinab, und in dem nämlichen Augenblicke, als Gerda vor der Burgpforte auf dem schaumbedekten Thiere hielt, rasselte die Zugbrücke nieder, und die schöne Maid war in Sicherheit. Die Verfolger waren weit zurückgeblieben und Kurt der um jeden Preis die Flüchtige einholen wollte, und sein Pferd zu immer grösseren Anstrengungen getrieben hatte, erntete den Lohn seiner bösen That durch einen jähen Sturz in die Tiefe. Auf Reichenstein aber herrschte Freude und Jubel; im alten Ahnensaale stand Ritter Kuno und hielt die langentbehrte Braut in seinen Armen, und Gerda schaute wonneselig in die treuen Augen des Geliebten, den Himmel aus ganzem Herzen preisend für seine wunderbare Fügung.

Geschichtliches. An Stelle der jetzt in schlanken Thürmen sich erhebenden Burg „Rheinstein“ stand in der Vorzeit eine ansehnliche Veste, welche den Namen „Vogtsburg“ führte. Sie war vom Erzstift in Mainz errichtet für den Aufenthalt eines Vogtes. Kuno von Falkenstein, der Provisor des Mainzer Erzstiftes wählte sie zu seinem Lieblingsaufenthalte. Die Veste muss frühzeitig in Trümmer gefallen sein. Auf den Ruinen derselben erbaute Prinz Friedrich von Preussen 1825 das anmuthige und stolze „Rheinstein“, welches durch seinen majestätischen Bau und die innere Einrichtung zu den schönsten Burgen des Rheines gehört.

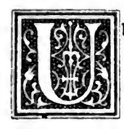
Der Mäusethurm.

he man Bingen erreicht, liegt mitten im Rhein auf einer Felsen-Insel der sogenannte „Mäusethurm“. Er wurde im 13. Jahrhundert gleichzeitig mit der auf dem rechten Rheinufer liegenden Burg „Ehrenfels“ erbaut und mit einem Geschütz versehen. Der Zweck desselben war die Zollerhebungsstelle „Ehrenfels“ zu schützen. Der ursprüngliche Name ist „Musthurm“ (Muserie); der Volksmund hat denselben später in Mausthurm resp. Mäusethurm übertragen, obgleich derselbe nicht mehr und nicht weniger wie jede andere Burg am Rhein mit diesen ungeladenen Gästen zu schaffen hatte. Die alte und stets neu aufgewärmte Sage über den Mäusethurm in verschiedenen Rheinsagen-Ausgaben bezüglich des Erzbischofs Hatto entbehrt jeden geschichtlichen Anhalts. Erzbischof Hatto war ein frommer Kirchenfürst, besass einen edlen Character, und wird als ein allgemein hochgeachteter Prälalt in der Geschichte genannt.



Bingen.

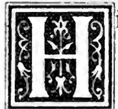
Der heilige Rupert.

nter der Regierung Karls des Grossen lebte nahe bei Bingen ein mächtiger Herzog, der das ganze Land zwischen der Blies bis nach Lothringen beherrschte. Er hatte

eine schöne Tochter, Bertha genannt, welche er an den Fürsten Roland verheirathete, um durch diese Verbindung der christlichen Religion zu dienen. Der Fürst liess sich eine zeitlang auch durch die Reize seiner schönen Bertha bestimmen, sein wüstes Kriegerleben und den Hang zur Vielweiberei aufzugeben. Aber bald verfiel er wieder in seine früheren Leidenschaften und behandelte seine Frau so schlecht, dass diese sich in stille Einsamkeit zurückzog und nur der strengen und sittsamen Erziehung ihres Kindes oblag. Fürst Roland starb nach wenigen Jahren seiner Ehe. Nachdem der junge Rupert aus den Knabenjahren entstiegen war, liess es die Fürstin an Festlichkeiten nicht fehlen, um ihren Sohn bei den Edlen des Landes einzuführen und in ihm den Fürstenstamm ihres edlen Geschlechtes zu erhalten. Rupert fand aber keinen Gefallen in dem Umgang mit den Edlen, besuchte lieber die Krankenhäuser und pflegte die Armen, woran er bereits als kleiner Knabe seine Freude fand und arme Kinder mit Brod und Kleidung beschenkte, welches ihm die fromme Mutter auf seine Bitte stets gab. Alle Versuche derselben sowie der Edlen des Landes, ihn zu bestimmen das Herzogthum in bisheriger Weise zu verwalten, blieben erfolglos. Statt des Fürstenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an und statt der Kriegeswaffen ergriff er den Pilgerstab und zog nach Rom, wo er am Grabe des Apostelfürsten gelobte, das Herzogthum zu verlassen und seine Güter an die Armen zu vertheilen. Angegriffen kehrte er von der Reise zurück in die Arme seiner Mutter, stiftete dann sofort mehrere Krankenhäuser, die er selbst bediente und lebte wie ein Einsiedler. Die Anstrengungen konnte sein schwacher Körper nicht lange ertragen und wenige Jahre nach der Rück-

kunft von Rom rief Gott ihn zu sich. Er starb im 20. Jahre und wurde in Bingen zur Erde bestattet.

Hildegard, die Seherin.



ildegard, die Tochter des Grafen Hildebert von Böckelheim verrieth in ihrem frühesten Alter schon eine tiefe Frömmigkeit und hohe Begabung und als sie zur Jungfrau herangewachsen war, beschloss sie ihr Leben nur dem Herrn zu widmen und sich ihres Ahnen, des heil. Rupertus, würdig zu zeigen. Als die Vorsteherin des Klosters starb, gründete sie i. J. 1148 auf der Höhe bei Bingen ein Nonnenasyl und nannte es dem heil. Rupert zu Ehren „Rupertusberg“. Hier lebte sie still und zurückgezogen und schrieb nieder, was prophetische Träume ihr kündeten. Von ihren prophetischen Aufzeichnungen hat sich später manches zugetragen, welchem man besorgnissvoll entgegensah. Der heil. Bernard besuchte sie auf der Reise in dem Feldzug gegen die Sarazenen und veranlasste sie für den Krieg gegen die Ungläubigen mitzuwirken. Durch ihre Beredsamkeit und prophetische Gabe gelang es ihr eine grosse Zahl rheinischer Ritter zu bestimmen ihr Leben für die heilige Sache zu opfern. Der heilige Bernhard schenkte ihr einen Ring, der damals eine hohe Berühmtheit erlangt hatte und die Inschrift trug: „Ich leide gern“. Hildegard starb am 12. Sept. 1179 im Alter von 80 Jahren. Ihr Name lebt fort und noch jetzt wird alljährlich das Fest der Heiligen in würdigster Weise in Bingen begangen, wozu aus der ganzen Umgegend die Leute herbeiströmen. Nach 500jähriger Dauer wurde das Kloster i. J. 1632 durch die Schweden zerstört; die Nonnen flüchteten nach

dem bei Rüdesheim liegenden Orte Eibingen, woselbst der Orden bis zu den Säkularisationen der neueren Zeit verblieb. Der „Hildegardisbrunnen“ ist das einzige, was heute noch an die Stätte erinnert, wo einstens die geistreiche und fromme Seherin gewirkt hat.

Geschichtliches. Bingen, in reizender Lage an der westlichen Abdachung des Rochusberges an der durch Rhein und Nahe gebildeten Landspitze, ist vermuthlich von den Römern gegründet worden. Man kann jedoch annehmen, dass es ehedem auf dem linken Ufer der Nahe gelegen, und an der Stelle, wo jetzt die Burg Klopp steht, ein römisches Castell war. Als die Normanen (864) an den Rhein kamen, verwüsteten sie unter anderen Städten auch Bingen, das schon i. J. 406 nebst Mainz von den Vandalen auf ihrer Wanderung grösstentheils verbrannt wurde; die Einwohner zogen sich darauf auf das rechte Rheinufer zurück und siedelten sich dort an. Nach Rupertus Tod einverleibte Bischof Hatto von Mainz die Stadt und das Territorium von Bingen seinem Erzstifte, befestigte es mit Mauern und legte den Grundstein zu den Schlössern Burg Klopp und Ehrenfels (letzteres auf dem rechten Rheinufer), ebenso erbaute er im Rheine den Mauththurm, der jetzt Mäusethurm genannt wird und eine Zollstelle war, mit Mäusen aber, wie an anderer Stelle dargelegt ist, nichts zu thun hatte; die erdichtete Sage ist nur durch die Intriguen eines abgefallenen Mönches in verläumderischer Weise gegen den verdienstvollen Kirchenfürsten Hatto ausgestreut worden. In dem Raubkriege Ludwigs XIV. wurde Bingen am 30. Mai 1689 am zweiten Pfingstage wiederum zerstört. Die Stadt und die Veste Klopp wurden in Brand gesteckt und nur die Mauern blieben stehen. Von der Stadt blieb nur die Pfarrkirche und einige öffentliche Gebäude erhalten. Erzbischof Lothar Franz von Schöneborn stellte die Burg wieder her, jedoch demolirten die Franzosen sie 1712 wiederum und so blieb sie lange in ihrer Asche stehen, bis sie in neuerer Zeit in den Besitz des russ. Grafen v. Mengden und später an einen Kölner Kaufmann überging und neu aufgebaut wurde. Die ersten Anlagen errichtete der verstorbene Notar Faber. Eine ehemalige kleine Kapelle an der Nahe — jetzt Wohnhaus — wurde 1280 erbaut, später zerstört und 1374 von Neuem errichtet und zu Ehren des heil. Nikolaus eingeweiht. Die Pfarrkirche stammt aus dem 11. Jahrhundert und brannte 1403 grösstentheils ab. Die Kapuzinerkirche

wurde 1656 erbaut und 1689 durch eine Feuersbrunst zerstört. Das freundliche Städtchen Bingen, welches ein lebenslustiges Völkchen beherbergt, hat sich in letzterer Zeit mehr und mehr gehoben. Bedeutende Weinhandlungen und Fabriken gaben dem Orte Verkehr und Leben. Ebenso wird es von Touristen sehr besucht.

Bingen wurde von den Römern mit einem Castell versehen, welches an der Stelle der neu erbauten Burg Klopp gestanden haben soll. Es war ein Hauptplatz der Römer für die Heerstrassen nach Mainz, Cöln und Trier. Die Stadt wurde wiederholt, theils von den Schweden, theils von den Franzosen zerstört und zum grössten Theil in Asche gelegt. Die auf dem Rochusberge liegende Kirche, dem hl. Rochus zu Ehren geweiht, wurde 1666 während der schrecklichen Epidemiezeit erbaut. Das Fest des hl. Rochus wird jedes Jahr am 16. August dort gefeiert.



Rüdesheim.

Die Brömserburg.



Der Ritter Hans von Brömser, Abkömmling eines alten Geschlechtes, war ein Haudegen wie es nur Wenige gab. Gleich vielen Edelleuten fühlte auch er den Drang, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Er riss sich von seiner Familie los und zog nach dem Morgenlande mit seinem Gefolge.

Eines Tages, als er allein in den Wald geritten, wurde er plötzlich von Saracenen umringt, gefangen genommen und in eine Burg abgeführt, wo er weder Sonne noch Mond sah. Da träumte er, dass seine Tochter Gisella (die Gattin war inzwischen verstorben) für seine Befreiung betete. Als er erwachte, ge-

lobte er seine Tochter dem Himmel als Braut zu opfern, wenn derselbe ihm die Befreiung schenke. Bald nachher erstürmten die Christen das Schloss und befreiten den Ritter. Er entsagte aber dem Schwert, Helm und Harnisch, und mit einem Pilgerstab und Bussgewand wanderte er nach der Heimath zurück.

Otto von Falkenstein hatte während dessen die Burg Brömsers geschützt, aber auch zugleich mit der schönen Tochter desselben ein zärtliches Verhältniss angeknüpft. Mit Sehnsucht erwartete er daher die Ankunft des alten Haudegens, um seine Einwilligung zu dem geschlossenen Herzensbunde zu erlangen. Aber wie bitter sah sich Otto getäuscht, als Brömser ihm das gethane Gelübde mittheilte und durch nichts von dem einmal gefassten Entschlusse abzubringen war. Traurig schritt der Ritter umher, und die liebliche Gisella, welche nicht in einem Kloster ihr junges Leben zubringen wollte, stürzte sich in wilder Verzweiflung in den Rhein.

Die Wellen rauschen, schlingen
Hinab das schöne Weib.
Beim Mäusethurm zu Bingen
Am Morgen lag der Leib.

Der Vater ward seit diesem Tage still und verschlossen, und obschon er manches Kloster noch erbaute, und manches gute Werk verrichtete, der Friede seines Herzens war für immer dahin, und in dem Rest seines Lebens nahte sich dem einsamen Alten nie mehr eine fröhliche Stunde.

Geschichtliches. Zu den historischen Merkwürdigkeiten von Rüdesheim gehört der aus dem 13. Jahrhundert stammende Thurm „die Brömserburg“ auch „Niederburg“ genannt. Man vermuthet, dass er römischen Ursprunges ist. Die gräfliche Familie von Ingelheim, in deren Besitz derselbe noch ist, hat ihn erhalten und durch eine geschmackvolle innere Einrichtung wieder herstellen lassen. — Rüdesheim ist der besuchteste Ort des Rheingaues,

welcher sich von Nieder-Walluf bis Lorch erstreckt, im Hintergrunde wird derselbe vom Taunusgebirge begrenzt. Bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts war er königliche Fiscalprovinz und stand unter Gaugrafen mit ausgedehnter Gewalt. Unter Otto I. kam derselbe an Mainz; die Macht der Rheingrafen wurde eingeschränkt und endlich 1278 durch Erzbischof Werner genöthigt, mussten die Rheingrafen sämmtlich das Rheingau verlassen. Später fiel es wieder an das nassauische Fürstengeschlecht zurück, wozu die ältesten Rheingrafen gehörten. Eltvill (alta villa) war die Hauptstadt des Rheingaues und während eines Jahrhunderts die Residenz der Erzbischöfe von Mainz. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts wird der Ort bereits genannt. Die Stadt hat ferner noch eine historische Bedeutung, durch den Vertrag Kaiser Karls IV. mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg 1349 und ist auch die Stätte, wo Guttenberg die letzten Tage seines Lebens zubrachte.



Der Johannisberg.

Kein Felscoloss, dran tief die Woge braust,
Kein Thurm, drin einst ein Recke wild gehaust,
Kein Wolkenstürmer, Spielgenoss des Thor,
Ragst drohend in den Aether du empor;

Wie liebend einst den sanften Blick gesenkt
Der Jünger, der den Namen dir geschenkt,
So schaut, der Sanftmuth und der Liebe Bild,
Dein lächelnd Antlitz nieder ins Gefild;

In Wiesenblumen ruht dein Fuss, umkränzt
Von zartem Rebengrün dein Nacken glänzt,
Und deine lichte Stirn entsendet weit
Den Friedensgruss in seel'ger Heiterkeit.

Kein Mährchen giebst du alternd von dir kund,
Das Klang gewönne durch der Dichter Mund,
Was du gewährst in ew'gem Jugenddrang,
Geht süsser ein, als dumpfer Mährchenklang!

Johannisberg, wie jauchzt mein Herz dir zu!
Wohl zeugst von alter gold'ner Zeit auch du,
Du, den der Sündfluth Grimm einst übrig liess,
Der Hügel einen aus dem Paradies.

Pfarrius.

Geschichtliches. Der Johannisberg war ehemals ein Mönchkloster des Benedictiner-Ordens, 1106 durch Erzbischof Ruthard gegründet. Damals hiess derselbe „Bischofsberg“ und wurde in „Johannisberg“ übertragen, indem am Johannistage der Bau begonnen worden. Das Kloster kam gänzlich in Verfall und fiel an die Abtei Fulda 1716, welche das jetzige Schloss und Kirche errichten liess 1807 kam es in den Besitz des Fürsten von Nassau-Oranien und 1813 durch die Alliirten in Besitz genommen, fiel es an Oesterreich, welches es dem Fürsten Metternich zum Geschenk machte.



Ingelheim.

Kaiser Karl und Elbegast.



arl der Grosse, der am Rheine in mehr denn einer Sage gepriesen wird, pflegte einst in seiner neuen Pfalz der Ruhe, und siehe da, in der Stille der Nacht erscheint ihm ein Engel des Himmels und erklärt, Karl müsse nach Gottes Gebot zum Diebe werden, „Was?“ rief der Kaiser, dem solches Geheiss recht sonderbar vorkommen mochte, „mit Ehren bin ich alt geworden, meine Schatzkammern sind mit Gold und Silber gefüllt, mir zollt der Rhein- wie der Donaustrom seine Abgaben, mein Scepter beherrscht selbst das ewige Rom, und ich sollte das Diebeshandwerk üben? Nein Gott kann eine solche Forderung unmöglich an mich stellen!“ Der Engel aber antwortete: „Grübele nicht über das,

was der Herr Dir befiehlt; denn seine Rathschläge sind weise, und Manches, was die Menschen für Unglück halten, hat Gott nur zu ihrem Besten bestimmt. Dann verschwand der Himmelsbote, und Kaiser Karl säumte nicht länger, den erhaltenen Auftrag auszuführen. Er bekleidete sich desshalb mit seinem Harnische, nahm das blanke Schwert zur Hand, und schlich hinaus vor die Pfalz. Aber rings deckte stockfinstere Nacht die Gegend, und Karl wusste wirklich nicht wohin er sich wenden solle, zudem aber machte ihm auch das Gebot des Herrn grossen Kummer, denn das Stehlen ist gar ein eigen Ding, und Diebe, die sich durch Ungeschicklichkeit fangen lassen sind dazu nicht tauglich. Dem Kaiser leuchtete das ein, und er seufzte desshalb, wäre doch der nichtsnutzige Zwerg, der Elbegast jetzt hier, der würde mir schon helfen. Sonst habe ich den Kerl seiner Diebereien wegen verfolgt und ihm mit Galgen und Rad gedroht, und heute gäbe ich Gott weiss was darum, wenn er bei mir wäre und mich in seiner verwerflichen Kunst unterrichtete. Wie Karl noch so dachte, da fühlte er plötzlich, wie ihm das Schwert aus der Hand verschwand, das kahle Haupt des Helmschutzes entbehrte, und der schwere Panzer sich von seinem Leibe loslöste. Zu gleicher Zeit aber vernahm er eine Stimme, die also sprach: „Herr Kaiser, in solchem Aufzuge geht man wohl zum Tourniere oder in die heisse Schlacht, wenn aber Stehlen unsere Absicht, dann lässt man die blanke Rüstung hübsch daheim in der Kammer.“ Karl schaute um sich, und erblickte den Elbegast, der ihn freundlich angrinste, und dann fortfuhr: „ich habe darum die Rüstung zurück in Euer Gemach getragen, und wenn Ihr jetzt wirklich stehlen wollet, so bin ich gern dabei Euch zu helfen. Sprecht

es nur frei heraus, ob's Euch nach der Habe schlichter Bauersleute, den Schätzen reicher Grafen oder dem Säckel eines frommen Abtes gelüstet, und ich werde Euch an Ort und Stelle führen.“

„Nein, nichts von Alledem ist nach meinem Sinn,“ erwiderte seufzend der Kaiser.

„Halt, da kommt mir ein Gedanke,“ rief darauf Elbegast, „nicht gar weit von hier wohnt Graf Harderich, dem dürften wir einen Besuch machen, denn der ist ein gar schlimmer Geselle; er bricht den Frieden, nützt des Volkes Noth, drückt die Wittwen und Waisen und was das Aergste, er wünscht den Tod des Kaisers. Bei dem Stehlen ist kein Greuel!“

„Ja, du hast Recht,“ antwortete Karl, „das ist mein Mann! komme und führe mich hin.“

Schnell schritten Beide nun fürbass, und bald war das hohe, stolze Schloss Harderich's erreicht. Der Zwerg murmelte einen Zauberspruch, und allsogleich sprangen Thor und Thüren auf. Der Kaiser betrat den weiten Ahnensaal, an welchen sich das Schlafgemach des gräflichen Paares anschloss, und Elbegast machte sich in den Stall, um das Leibross des Grafen zu entführen. So leise aber der Zwerg zu Werke ging, das Pferd hatte seinen Tritt vernommen, und wieherte so laut auf, dass Harderich aus seinem Schlafe geweckt wurde, und mürrisch seinem Leibknappen befahl, im Stalle nachzusehen, ob nicht etwa Räuber dort seien. Schlaftrunken kam der Knappe dem erhaltenen Befehle nach, kehrte aber alsbald mit der Nachricht zurück, dass im Stalle Alles in Ordnung sei, denn von Elbegasts Anwesenheit hatte er nichts bemerkt, weil dieser sich beim Erscheinen des Dieners schleunigst auf einen im Stalle befindlichen Balken hingestreckt hatte. Kaum legte sich der Graf indessen

wieder zur Ruhe nieder, so erscholl das Wiehern des Pferdes stärker als zuvor, und Harderich behauptete nochmals es seien Räuber im Schlosse, und um sich selbst davon zu überzeugen, stand er auf, und durchsuchte beim Scheine einer Fackel alle Räume und Winkel. Aber er fand nichts und kehrte, die Erfolglosigkeit seiner Forschung einsehend, zu seiner Gattin zurück. Diese sagte ihm nun, dass wohl andere Dinge ihm die nächtliche Ruhe raubten, und nachdem sie lange mit Bitten in ihn gedrungen war, erzählte der Graf, dass ihrer Zwölf, (er nannte sämmtliche Namen) sich gegen das Leben des Kaisers verschworen hätten, und dass Morgen in der Pfalz der Plan zur Ausführung gebracht würde. Als Karl Alles vernommen hatte, schlich er sich leise hinaus aus dem Saale und suchte Elbegast auf, der sich vergeblich bemühte des Grafen Pferd aus dem Stalle zu entführen. Als der Zwerg daher des Kaisers ansichtig wurde, sagte er: „Ich stehle Eier unter der Henne weg, aber dieses Ross litt nicht, dass ich es bestieg, und doch wüsste ich kein edleres Pferd, und wer es reitet, ja Herr, der muss zum Siege gelangen!“ Kaum hatte der Kaiser dies erfahren, so rief er: „Lass mich heran!“ Dann zäumte und sattelte er selbst das Ross und schwang sich hinauf, um bald nachher in gestrecktem Galopp seine Pfalz zu erreichen; das Zwerglein blieb indessen bei dem scharfen Ritt weit zurück, und obschon der Kaiser später noch zum Oefteren Nachforschungen hielt, so sah er es doch nie wieder. Zu Hause gab er aber den Befehl den falschen Graf mit seinen Genossen, sobald selbe erscheinen würden, zu ergreifen und an dem höchsten Baume aufzuknüpfen. Dieses Gebot freilich nicht kennend, kamen die Verschwörer am andern Morgen wirklich in die kaiserliche Pfalz,

in glänzendem Zuge, die wahre Absicht ihres Kommens unter Heuchlerlarven verbergend nahten sie sich. Aber siehe da, auf dem geraubten Hengste, dessen wunderbares Verschwinden Graf Harderich schon bekannt war, und ihn mit allerlei Ahnungen erfüllte, erblickten die Verräther den Kaiser, der ihnen jetzt die beabsichtigte Schandthat in's Gesicht schleuderte und sie sich zu ergeben zwang. Als das Letztere von den zitternden Mordbuben geschehen, liess Karl sogleich das bereits gefällte Urtheil an ihnen vollziehen, und Keiner der Verschwörer sah seine Burg wieder. Zum Andenken an diese Rettung und an den Engel, der ihm zu stehlen geboten hatte, liess Karl seine neue Burg fortan Ingelheim heissen.

Geschichtliches. Ingelheim war der Lieblingsaufenthalt von Karl dem Grossen. Er liess dort einen prachtvollen Palast errichten, von welchem aus der mächtige Kaiser halb Europa regierte. Zu dem Baue, der 1270 abbrannte, hatte Pabst Hadrian I. Mosaiken und Marmor aus Italien gesandt. Viele deutschen Kaiser hatten daselbst ihre Residenz. Karl IV. war indessen der letzte Regent, der dort Hof hielt.



Biebrich.

Biebrich mit dem Orte Mosbach jetzt gänzlich verbunden, bestand ehedem aus grossen Gütern, welche dem Kloster Bleienhaupt gehörten. Von den Herren v. Bolanden, die daselbst als Vögte regierten, fielen einzelne Höfe an das Kloster Eberbach. 1296 wurde König Adolf Besitzer davon. Die jetzige evang. Kirche ist sehr alt, im 9. Jahr-





Comp. ... in Stahl ges. von F. Foltz

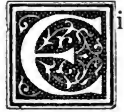
DIE BRAUT VON RHEINSTEIN.

hundert wurde sie bereits erwähnt. Bis ins 10. Jahrhundert stand am Ende des Parkes die Kausenburg (Moosburg). Das Schloss, Eigenthum des Herzog Adolf zu Nassau, wurde 1705 vom Fürsten Georg August vollendet. Der Rhein hat bei Biebrich drei Arme, darunter der Peters-Au, woselbst Ludwig der Fromme gestorben sein soll.



Mainz.

Bischof Willegis.



Ein einfacher Wagnerssohn hatte es durch Verstand und Fleiss soweit gebracht, dass er um das Jahr 1009 auf dem bischöflichen Stuhl zu Mainz sass und die ihm anvertraute Kirche mit grosser Weisheit regierte. Die niedere Herkunft des Bischofs verdross indessen die adeligen Herren des Kurfürstenthums und manche Chikane musste der würdige Mann desshalb erdulden. Einstmal hatten sogar mehrere seiner Hauptgegner in der Stille der Nacht an die Wände des bischöflichen Palastes mit Kreide Räder malen lassen, um Willegis an seine Herkunft zu erinnern. Dieser sah in der Morgenfrühe alsbald, was vorgegangen war, allein statt in Zorn darüber zu gerathen, liess er schleunigst einen Maler kommen und beauftragte denselben, in allen Gemächern seines Hauses weisse Räder in rothen Feldern anzubringen und darunter die Worte zu setzen: „Willegis, Willegis! Denk', woher Du kommen bist!“ Sogar an seiner Lagerstätte liess der fromme Bischof

dieses Zeichen errichten, um stets den Stolz aus seinem Herzen fern zu halten und die adeligen Prahlhänse, die dieses in Erfahrung brachten, liessen die von ihnen veranlassten Malereien alsbald von den Wänden fortwischen.

Das weisse Rad im rothen Felde ward aber seit jener Zeit von den Mainzer Bischöfen in ihr Wappen aufgenommen, und so das Andenken Willegis durch die einst beabsichtigte Beleidigung mit Glorie umgeben.

Der Fiedler von Mainz.



n einem kalten Wintertage zog durch die Strassen von Mainz ein armer Spielmann, vor Kälte und Hunger zitternd. Schwermüthig und kummervoll spielt er seine Geige, aber Niemand achtet auf ihn; keine Spende wird ihm zu Theil. Trostlos lenkt er seine Schritte zum Dom wo die Andächtigen zahlreich vor dem Muttergottesbilde knieten. Nach und nach verlässt die Menge die Kirche; alle gehen an dem hungernden Spielmann vorüber, ohne ihm einen Almosen zu spenden. Da wirft er sich vor dem Gnadenbilde der immerwährenden Hilfe, der hl. Jungfrau Maria nieder und verrichtet ein inbrünstiges Gebet. Und als er geendet und seinen Blick zum Gnadenbilde empor gehoben, da glaubte er ein huldvolles Winken auf dem verklärten Antlitz der hl. Jungfrau zu erblicken. Seine ganze Kraft kehrt zurück, neuer Muth und Hoffnung beleben ihn. Und als er endlich die heilige Stätte verlassen will, siehe, da fällt plötzlich einer der beiden goldnen Pantoffeln, welche am Fusse des Muttergottesbildes von einem frommen Verehrer niedergelegt waren, vor ihn hin.

Mit dem Schatz will er aus der Kirche, um durch Verwerthung desselben seinen grossen Hunger stillen zu können. Er findet bald einen Goldschmiedladen, wo er den goldnen Schuh zum Kaufe anbietet. Der Goldschmied hat aber sofort Argwohn, wie der zerlumpte Spielmann in Besitz des werthvollen Gegenstandes gekommen sei, erkennt auch den Pantoffel von dem Muttergottesbilde und vermuthet natürlich einen Diebstahl. Auf sein Befragen erklärt der Fiedler, dass der Pantoffel aus dem Dom sei und ein Geschenk der hl. Jungfrau.

„So!“ sagte der Goldschmied, „also noch gar ein Kirchenraub,“ ergreift und überliefert ihn den Häschern, die den armen Fiedler vor den Richter führen. Die Untersuchung ist rasch beendet und der Fiedler wird zum Tode verurtheilt, denn er gestand selbst, dass der Pantoffel aus dem Dom sei; an ein Wunder wollte man nicht glauben.

Einige Tage später wurde der arme Fiedler auf den Speisemarkt geführt, wo das Schoffot seinem unschuldigen Leben ein Ende machen sollte. Da fällt sein Blick auf die Domkirche und der Gedanke: die Muttergottes hat dir einmal geholfen, sie wird dich auch jetzt nicht im Stich lassen, giebt ihm neue Hoffnung.

„Gewährt mir noch meine letzte Bitte,“ sagte er zu den Richtern, „lasst mich noch einmal in den Dom gehen und mein Gebet verrichten. So ich ein Verbrechen begangen haben sollte, will ich vor dem Gnadenbilde Busse thun, bevor ich aus diesem Leben scheide.“

Die Bitte wird ihm gewährt. Richter, Häscher und Volk begeben sich mit ihm in den Dom. Als der Spielmann an dem Muttergottesbilde angekommen,

wirft er sich inbrünstig nieder, ergreift seine Geige und stimmt ein flehend Lied an, das auf die Anwesenden einen tief ergreifenden Eindruck machte und Mitleiden mit dem Verurtheilten erweckte. Nachdem der Fiedler sein frommes Lied beendet hatte, stand er auf. Siehe, da glaubte er zum zweiten Male einen huldvollen Blick aus dem hohen Antlitz der hl. Jungfrau wahrgenommen zu haben. In demselben Augenblick löst sich etwas an dem Bilde und fällt unmittelbar vor ihm nieder. Die Anwesenden treten mit Erstaunen und Verwunderung zurück .... der andere Schuh der hl. Jungfrau lag vor den Füssen des Fiedlers. Da zweifelte Niemand mehr an einem Wunder, das Gott an dem hart Bedrängten geschehen liess. Das Volk führte ihn im Triumphzuge zurück; die Richter sprachen seine Unschuld aus und gaben ihm die Freiheit. — Die Geistlichkeit der Domkirche löste die beiden Pantoffeln gegen eine hohe Summe ein, womit der Fiedler sich eine sorgenlose Zukunft verschaffte.

Die Stätte ist heute noch während des ganzen Tages ein Zufluchtsort für die Andächtigen, welche vor dem Gnadenbilde der hl. Jungfrau Maria Trost und Stärke in den Schicksalsschlägen des Lebens erflehen.

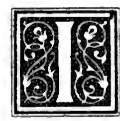
Geschichtliches. Mainz, von den Römern gegründet und als Festung benutzt, wurde im 5. Jahrh. gänzlich zerstört und von den Franken unter König Dagobert wieder aufgebaut. Der hl. Bonifazius erhob die Stadt zur Metropole von Deutschland, der Erzbischof Hatto und Willegis brachten sie zu hoher Bedeutung. Von Letzterem, dem Sohn eines Radmachers, soll auch das Rad im Wappen der Stadt herrühren. Im Mittelalter war der Erzbischof von Mainz des Reiches Kanzler, der den Kaiser krönte; nach diesem der wichtigste Mann in ganz Deutschland. Als später die Stadt, die im 13. Jahrhundert an der Spitze des rheinischen Städtebundes stand, vielfach Fehde mit dem Erzbischof führte, begann ihre Bedeutung zu sinken vor der des benachbarten Frankfurt. 1440

wurde daselbst die Buchdruckerkunst durch Guttenberg erfunden. Unter Ludwig XIV. wurde die Stadt von den Franzosen erobert. 1797 wurde sie unter der französichen Republik ein Haupt-Waffenplatz. 1815 fiel sie an Deutschland und wurde eine der stärksten Bundesfestungen. Der ehrwürdige Dom ist durch das sechsmalige Abbrennen ein Bild der Wechselfälle, denen die Stadt Mainz so häufig unterworfen war. Er wurde 978 durch Willegis begründet und 1009 vollendet.



Worms.

Das höchste Kleinod.

n Worms der alten Kaiserstadt sass einst Kaiser Max im Kreise deutscher Fürsten und unter Musik und Gesang machte der Becher, gefüllt mit auserlesenem, perlendem Weine die Tafelrunde. Gar fröhlich war es allen Anwesenden zu Muthe, und da auch dazumal schon das alte Wort in vino veritas seine Geltung hatte, so war es kein Wunder, wenn die Herren, von den Geistern des Weines geleitet, wahre Begebenheiten aus ihrem Leben zum Besten gaben und nebenher ihr Glück in beredten Worten priesen. „Ja“ hub der Pfalzgraf vom Rhein an, „wer könnte sich eines schöneren Erbes rühmen, als ich es besitze; rebenbestandene Höhen nenne ich mein und wenn ich auf der Berge Gipfel stehe und hinab schaue, dann sind es blühende Auen und fruchtreiche Aecker, die mir entgegenleuchten und mir den Wohlstand meines Landes verkünden. Fürwahr, mein Glück kann die Probe bestehen und ich darf mich kühn einen vom Himmel gesegneten Fürsten nennen!“ Der Pfälzer schwieg

und leerte mit Wohlbehagen den frisch gefüllten Becher. Nach ihm erhob sich der sächsische Kurfürst von seinem Sitze und sagte mit frohem Blick: „Euch allein hat das Glück nicht gelacht, mein lieber Herr Bruder, denn wenn ich's auch auf den Bergen nicht finde, so bieten mir doch die tiefen Schachte in denselben reichen Ersatz, denn sehet, des Eisens nützlichen Schatz erhebe ich aus dem Dunkel der Erde und den Gewinn, den dieser beut, ist nimmer zu verachten!" „Hm", räusperte sich ob dieser Rede der Herr vom Bayernland und warf stolz sich in die Brust. „Wein und Eisen", sagte er, „sind nicht der Schatz, den meine Länder in sich bergen, doch steh' ich desshalb nicht zurück, denn herrliche Paläste und zahlreiche Gotteshäuser und Klöster mit reichen Pfründen und Burgen stolz und kühn, wie für die Ewigkeit erbauet, zeigen den Reichthum meiner Unterthanen." So rühmte ein Jeder nach der Reihe die Vorzüge seines Landes und nur noch Eberhard, der Graf von Württemberg, war übrig. Aller Augen richteten sich desshalb mit fragendem Blicke auf ihn, als er mit edlem Anstand sich erhob und also sprach: „Von all dem Reichthum und all dem Glanze, den ihr Herren dem Kaiser habt geschildert, besitz' ich nichts und dennoch ist ein Kleinod mein Eigenthum, das ich um alle Schätze, die die Erde beut, nicht entbehren möchte! Verirr' ich mich nämlich in einem Walde und bricht der Abend schon herein, dann dank' ich Gott, wenn ein Württemberger mir begegnet; denn alsogleich kann ich der Ruhe pflegen, auf seinem Schoosse, in seinem Arm darf ich mich dem Schlummer kühnlich überlassen. Ich schlafe sanft und sicher, wie in meinem Fürstenschloss und wohl erquickt werde ich am Morgen erwachen." Leuchtenden Auges hatte der Graf im

Barte das Wort gesprochen und rings in der Runde schauten die Herren einander an, als schämten sie sich vor solchem Manne, der in der Liebe seiner Unterthanen einen grösseren Reichthum besass, als eitle Schätze ihn zu bieten vermochten. Und diesem Gedanken verlieh Kaiser Max Ausdruck, indem er Eberhards Hand ergriff, und mit bewegter Stimme sagte: „Graf von Würtemberg, Ihr seid der Reichste; mag ein Fürst Alles besitzen, aber nicht die Liebe seiner Unterthanen zu eigen haben, so ist Alles eitler Tand, und Gold und Silber, Paläste und Wein sind nichts im Vergleiche zu dem höchsten Kleinod, das Würtembergs Gauen bergen.“ „Wohl“ nickten die Anderen, und Jeder sprach es still vor sich hin: „Er ist der Reichste, nicht auf goldgefüllten Truhen, nicht auf trotziger Herresmacht, sondern auf des Volkes Liebe steht sein Fürstenthron!“ Und wie der Graf es sah, dass Alle ihn ob seines Kleinods priesen, da ward's ihm gar so selig um's Herz, dass er die Augen schloss und es ihm zu Muthe wurde, als ruhte er weich und warm in eines Würtembergers Arm.

Die Nibelungen-Sage.

Zu Worms herrschte Gunther mit seinen Brüdern Gernot und Giselher. Um ihre Schwester, die schöne Kriemhilde, wirbt Hürning Siegfried von Santen, dessen Ruf als Held und Besitzer des von dem Geschlechte der Nibelungen erbeuteten grossen Schatzes nach Worms gedrungen war. Siegfried wird deshalb in Worms mit allen Ehren empfangen. Jedoch gelingt es ihm erst nach einem einjährigen Aufenthalte am Hofe der Burgun-

denkönige Kriemhilde zu sehen. Um dieselbe Zeit tritt Gunther, von Siegfried begleitet, seine Brautfahrt nach dem Isenlande an, der Heimath der ebenso schönen wie starken Brunhilde. Diese will jedoch nur den zum Manne nehmen, der sie im Speerschleudern, Steinwerfen und Springen überwindet. Gunther fehlt der Muth, sich mit Brunhilde in einen Wettkampf einzulassen. Da erbietet Siegfried sich, mit Hülfe der ihn unsichtbar machenden Tarnkappe an Gunthers Stelle den Kampf mit Brunhilde zu bestehen. Dafür muss Gunther dem Siegfried die Hand seiner Schwester Kriemhilde versprechen. Siegfried überwindet Brunhilde; Gunther vermählt sich mit Brunhilde und Siegfried bei der Rückkehr nach Worms mit Kriemhilde, worauf derselbe wieder nach Santen zurückkehrt. Dort leben beide glücklich. Nach zehn Jahren machen sie den ersten Besuch am Hofe zu Worms. Brunhilde, die der Kriemhilde den ritterlichen Siegfried als Gemahl ohnehin missgönnt, geräth in Wuth, als sie gelegentlich eines Streites von Kriemhilde erfährt, dass nicht Gunther, sondern Siegfried sie im Wettkampf besiegt habe. Sie beschliesst Siegfrieds Tod und gewinnt ihren Gemahl Gunther und dessen Dienstmann, den grimmen Hagen, für ihren Plan. Hagen erfährt durch List von Kriemhilde die einzige Stelle, wo Siegfried verwundbar ist. Kriemhilde selbst bezeichnet dieselbe in ihrer Arglosigkeit mit einem rothen Kreuze, welches sie auf das Gewand Siegfrieds heftet. Bei einer Jagd im Odenwalde wird dann Siegfried von Hagen meuchlings mit einer Lanze durchbohrt. Der Leichnam wird des Nachts vor das Gemach der jammernden Kriemhilde gebracht, die Hagen als den Mörder ihres Gemahls bezeichnet.

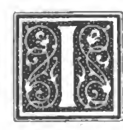
Kriemhilde bleibt am Hofe zu Worms bei ihren

Brüdern. Ihre Rachegedanken treten auf so lange Zeit in den Hintergrund, als sie in dem Nibelungenschatz die Mittel besitzt, die Armen zu unterstützen und manches Leiden zu mildern. Da fürchtet Hagen, Kriemhilde möge durch ihre Mildthätigkeit einen Anhang im Volke gewinnen und so sich die Macht verschaffen, Rache zu nehmen. Auf Hagens Rath wird daher der Nibelungenhort heimlich bei Worms in den Rhein versenkt. Da, nach dreizehn Jahren, wirbt der Hunnenkönig Etzel, dessen Gemahlin Helche gestorben war, um Kriemhilde. Diese sagt sofort zu, weil sie hofft, dadurch die Mittel zu erhalten, endlich ihre Rache befriedigen zu können. Und wieder vergehen dreizehn Jahre, da werden auf Veranlassung Kriemhildens, die ihre Rachegedanken noch immer nicht fahren gelassen hatte, die Burgundenkönige mit ihren Verwandten und Dienstmannen zum Besuche nach der Etzelsburg eingeladen. Die Einladung wird trotzdem, dass Hagen widerräth, angenommen. Auf der Fahrt nach der Etzelsburg verlobt sich Giselher mit Dietelinde, der Tochter des hunnischen Dienstmannen Rüdiger von Bechlarn, von dem Gernot ein Schwert zum Geschenke erhält, womit er später beim Kampfe in der Etzelsburg Rüdiger erschlägt. Denn kaum sind die Burgunden in die Etzelsburg eingezogen, da schreitet Kriemhilde auch zur Ausführung ihres Rach eplans. Hagen schliesst mit Volker, der ebenfalls ein burgundischer Dienstmann ist und das Schwert mit gleicher Meisterschaft führt, einen Bund auf Leben und Tod. Hagen reizt Kriemhilde noch mehr dadurch, dass er sich offenbar als Siegfried's Mörder erklärt und den Königssohn vor ihren Augen ermordet. Der Kampf beginnt. Ein Held fällt nach dem andern, viele finden ihren Tod in den Flammen des auf Kriemhilden's Geheiss angezündeten

Heldensaales. Gunther und Hagen, die beiden einzig übrig gebliebenen Helden, werden von Dietrich von Bern, welcher in der Etzelsburg als Gast weilt, gefangen genommen und vor Kriemhilde gebracht. Diese verspricht Hagen das Leben zu schenken, wenn er ihr die Stelle, wo der Nibelungenschatz im Rheine versenkt sei, angäbe. Hagen verweigert dies, weil er geschworen habe, das Geheimniss so lange zu bewahren, als noch einer der Burgundenkönige lebe. Da schlägt Kriemhilde ihrem Bruder Gunther das Haupt ab, und als Hagen auch jetzt noch sich weigert, die Stelle zu nennen, muss auch er von ihrer Hand sterben. Kriemhilde wird von Hildebrand, dem Dienstmann Dietrichs, getödtet, weil sie den Frieden nicht gehalten, welchen Dietrich den beiden Helden geschworen hatte.



Der Zweikampf zu Worms.



In der Reichsstadt Worms wurde einstens ein grosses Tournier angekündigt, zu welchem sich viele Ritter anmeldeten. Unter den Besuchern befand sich auch der Ritter von Gravenstein, dessen Tochter Bilhild, eine allgemein berühmte Schönheit, den Preis austheilen sollte. Der Ritter Wolfseck liebte die reizende Bilhild leidenschaftlich und rechnete mit Gewissheit darauf, aus ihrer schönen Hand den Siegerpreis zu erhalten, denn er war ein starker und kühner Streiter. Das Tournier begann, alle Streiter schlug Wolfseck nieder, da trat noch ein Ritter Namens Wartenberg auf, und diesem gelang es, seinen Gegner Wolfseck zu be-

siegen. Ueber diesen Schimpf empört, erklärte er Wartenberg des Zauberns. Dieser forderte darüber Wolfseck zum ehrlichen Zweikampfe auf. Der Tag wurde dazu festgesetzt; das Gericht war zur Stelle und viele Zuschauer hatten sich eingefunden, doch Wartenberg kam nicht. Plötzlich tritt ein in schwarzer Rüstung bewaffneter Ritter auf, der in dem Felde seines Schildes das Wappen v. Wartenberg's trug. Der Kampf sollte beginnen; Wolfseck verrieth eine grosse Unruhe. Die Lanzen wurden eingelegt und beide ritten auf einander los; da bäumte sich Wolfseck's Pferd und warf seinen Reiter ab. Der schwarze Ritter eilte mit Blitzesschnelle fort. Wolfseck gestand nun, dass er seinen Gegner Wartenberg am vorhergehenden Tage im Walde habe ermorden lassen. Kaum hatte er dieses Geständniss gemacht, als sich eine Verwirrung bei ihm einstellte und in wilder Raserei verschied er.

Geschichtliches. Worms gehört zu den ältesten Städten am Rhein und nimmt in historischer Beziehung eine hervorragende Stelle ein. Die Römer, Burgunden, Hunnen, Allemannen und Franken hatten ihren Wohnsitz dort. Karl der Grosse beschloss daselbst den Sachsenkrieg. Worms war der Lieblingsaufenthalt der Kaiser aus fränk. Geschlechte und Schauplatz vieler bedeutsamer Reichstage. Hier wurde 1122 der Investiturstreit durch das Wormser Concordat beendigt und Luther 1521 von Karl V. vor das Reichsgericht gestellt. Worms wurde der Hauptschauplatz der Nibelungensagen. 1689 zerstörten die Franzosen die Stadt fast gänzlich, der prachtvolle Dom blieb unverschont. In den Streitigkeiten zwischen Kaisern und Fürsten stand Worms stets auf Seite der Kaiser und bewies namentlich seine Treue an Heinrich IV. Das Bündniss zu Worms im Jahre 1254 war die Grundlage des Rheinischen Städtebundes. Der 30jährige Krieg hat Worms sehr stark heimgesucht; es wurde von den Spaniern und Schweden eingenommen und gebrandschatzt. Aber auf das Grausamste hauste der Mordbrenner Ludwig XIV. Bis zum Lüneburger Frieden 1801 blieb Worms selbstständig, im Jahre 1819 fiel es an Hessen-

Darmstadt. Es hat sich in letzter Zeit wieder zu einer industriösen und vermögenden Stadt emporgeschwungen.



Speier.

Die nächtliche Erscheinung zu Speier.

Wach auf, erklingt's in des Schiffers Traum
Wach auf, du Wächter am Strome!
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und zwölfe schlägt es vom Dome.
Gross vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben,
Viel riesige hohe Gestalten nahn,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben.
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchziehn sie die Dunkelheit:
So steigen sie all in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stösst schweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück, da findst du den Lohn."
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernst friedliche Feier,
Wo sich die Heimath hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier.
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

Und sich', es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome,
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es zwölfe vom Dome.
„Hol über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol über!" Da stösst er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schaar,
Die schwebend den Nachen besteiget,
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln schweiget.
Und als sie stossen zu Speier ans Land
Giebt jeder den Lohn ihm behend in die Hand,
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Dann aber umhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchfliehn sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden stillen Gedanken,
Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken.
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht,
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

„Und löset ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande;

Steigt oft noch auf und haltet es frei,
Von Sünden und Schmach und Tyrannei,
Denn es thut Noth des Wachens!“

Wolfgang Müller.

Geschichtliches. Speier, alte deutsche Reichsstadt, damals eine der blühendsten Städte am Rhein; häufiger Aufenthaltsort der deutschen Kaiser. 9 deutsche Kaiser und 3 Kaiserinnen haben ihre Ruhestätte daselbst gefunden. In dem Dome bewog 1146 der heilige Bernhard durch eine flammende Rede den Kaiser Konrad III. zum Kreuzzuge. Als die Franzosen 1680 Stadt und Dom einäscherten, wurden die Gräber zerstört und die Asche der Kaiser in die Luft zerstreut. Stadt und Dom wurden wieder aufgebaut und Letzterer 1822 dem Gottesdienst wieder übergeben, die reiche innere Ausschmückung aber erst 1856 vollendet.



Strassburg.

Die Uhr im Münster.

Der schönste Bau Strassburgs und der, welcher am meisten die Sympathie des Besuchers erweckt, ist unstreitig das herrliche Münster. In majestätischer Pracht, mit himmelanstrebenden Hallen steht es da, das merkwürdige Gotteshaus, das einstens ein wunderbar schönes und kunstvolles Uhrwerk besass, das in seinem Gange das Fortschreiten der Zeit auf überaus sinnige Weise anzeigte. Reich an wunderlicher Zier ist es noch heute zur Rechten des Portals aufgerichtet, aber seine Räder versagen den Dienst, und keinem Künstler ist es bisher gelungen, den gestörten Mechanismus der Uhr wieder herzustellen. Ueber die Entstehung und Vernichtung des Werkes erzählt Frau Sage Folgendes.

In Strassburg lebte vor vielen Jahrhunderten ein sehr geschickter Künstler mit Namen Isaak Habrecht. Manche stille Nacht hatte er darüber nachgedacht, wie er seiner Stadt Strassburg ein Werk schaffen könne, welches zum alten Ruhme derselben neuen hinzufüge. Endlich hatte er den Plan ausgesonnen, und rüstig begann er eine Uhr zu fertigen und in dem Münster aufzustellen. Tag um Tag arbeitete er mit rastlosem Fleisse, und immer mehr ging das Werk seiner Vollendung entgegen. Aber siehe da, mit jedem Morgen erschien nun ein altes Männchen und prophezeite dem Meister, dass alle seine Mühe umsonst sei, da die Uhr sich keines langen Bestehens erfreuen werde. Allein unbekümmert um dieses seltsame Orakel arbeitete Habrecht unermüdlich weiter, und bald stand die Uhr zur Freude des ganzen Landes fertig da. Da erfuhr der Magistrat Strassburgs, dass der Künstler beabsichtige, auch andere Städte mit solchem Meisterwerk zu beglücken, und in der Furcht, den Ruhm nicht allein zu besitzen, luden die Rathsherren Habrecht vor ihr Gericht und verurtheilten ihn zum Verlust seiner Augen. Bleich vor Entsetzen über solch' teuflisches Urtheil stand der Meister da, als plötzlich ein Gedanke ihn durchzuckte und er scheinbar gefasst um die Gunst bat, noch einmal die Uhr sehen zu dürfen, da ihm eine unbedingt nöthige Verbesserung eingefallen sei. Die grausamen Magistratspersonen fanden nichts dagegen einzuwenden und liessen Habrecht ungesäumt zum Münster führen. Dieser trat an das Werk heran und arbeitete eine Zeit lang mit Feile und Zange; dann übergab er sich selbst dem Henker, und dieser stach dem unglücklichen Meister alsbald auf Befehl des Magistrats beide Augen aus. Am selben Tage aber sprangen in dem Uhrwerk sämmtliche Räder und

das wundervolle Werk war durch des Meisters Rächerhand für immer zerstört. Viele berühmte Künstler haben seitdem, wie gesagt, versucht, die Schöpfung Habrechts wieder herzustellen, aber bis heute ist es keinem gelungen, denn der mit so schnödem Undank belohnte Meister hat seinen Fluch über das Werk gesprochen, und wenn sich der heutige Künstler über das Misslingen seiner Anstrengung grämt, dann soll man nach der Meinung des Volkes jenen alten Unglückspropheten an dem Portale des Münsters voller Schadenfreude lachen sehen. Dieser aber ist nach altem Glauben der Teufel selber, und Freude empfindet er darüber, dass es ihm einst durch seine Höllenkünste gelang, den Strassburger Magistrat zu dem schändlichen Urtheil, und den unglücklichen Meister dann zu dem vernichtenden Racheakte zu verführen.

Geschichtliches. Strassburg, von dem das Volkslied singt: „O Strassburg, o Strassburg, Du wunderschöne Stadt," war eine der bedeutendsten freien deutschen Reichsstädte und hat noch bis heute einen grossen Theil seiner alterthümlichen Gestalt erhalten. Als nach dem 30jähr. Kriege Elsass an Frankreich fiel, blieb Strassburg noch deutsch, aber bald liess mitten im Frieden 1681 Ludwig XIV. die Stadt überrumpeln und sie wurde im Ryswicker Frieden 1697 endgültig an Frankreich abgetreten, und seitdem betrauert als eine verlorene Perle der deutschen Krone. Aber auch so bewahrte die Stadt ihren deutschen Charakter, und Namen wie Gœthe, Klopstock, Herder, Lavater und Stollberg, welche am Münster eingegraben sind, bezeugen, dass von den Heroen unserer Poesie gerade die besten an der dortigen Universität ihre Ausbildung zu vollenden suchten. Strassburgs Stolz ist das herrliche Münster, das weltberühmte Muster gothischer Baukunst, mit dem 142 M. hohen Thurm, der 1276 von Erwin von Steinbach begonnen, erst 1439 vollendet wurde. Im Kriege von 1871 wurde Strassburg wieder erobert und als eine der am stärksten befestigte Stadt am Rhein mit Deutschland vereinigt.

Die Seitenthäler des Rheines.

Nachdem wir an der Hand der Geschichte und der weit mittheilsameren Frau Sage das herrliche Rheinthal durchwandert und die interessantesten Punkte desselben einer kurzen Betrachtung unterzogen haben, können wir nicht umhin, unsere Aufmerksamkeit auch den einzelnen Seitenthälern zu widmen, durch welche, von einer wundervollen Naturschönheit umgeben, reissende Gebirgsströme oder friedlich dahinwallende Flüsse ihre krystallenen Fluthen dem mächtigen Rheine entgegenwälzen. Hier, wie in dem vielgepriesenen Rheinthale, erheben sich rebenumkränzte und waldige Höhen, deren Haupt zerfallene Burgruinen schmücken, die gar traulich auf den Wanderer herabschauen und ihm in der Sprache der Phantasie von alten, entschwundenen Zeiten liebliche und düstere Mären erzählen. Von solchen Mären wollen wir hier die interessantesten folgen lassen.

I.

Das Ahrthal.



In eine Gegend grossartigster Naturschönheiten wird der Wanderer geführt, der das Flussgebiet der in Blankenheim in der Eifel entspringenden und bei dem Städtchen Linz in den Rhein mündenden Ahr betritt. Ruhig, wenn auch oft schnell dahinschiessend, wälzt zur

Sommerzeit das kleine Flüsschen seine silberhelle, eiskalte Fluth zwischen mächtigen Felswänden und üppigen Fluren dem Rheine zu, aber zum rasenden Strome wird die Ahr, sobald sich heftige Regengüsse einstellen oder der Schnee auf den Bergen der Eifel schmilzt und seine Wasser dem Flusse zusendet. Mit einer furchtbaren Gewalt stürzt dann die zum Strome angewachsene Ahr durch das Thal und erfüllt mit Donnergetöse die Luft, während die entfesselten Wellen in wildem Wirbel hinwegführen, was ihnen im Wege steht. Aber trotz seiner Furchtbarkeit bietet der Fluss in diesem Zustande ein Schauspiel, das an Grossartigkeit seines Gleichen sucht, namentlich dort, wo die schäumenden Wogen zwischen den hohen, steilen Felswänden in rasender Eile dahinstürmen. Wie an den Ufern der Ahr sich bald eine wilde Romantik, bald eine herrliche Idylle dem Auge darbietet, so verhält es sich auch mit der Geschichte dieses von der Natur so mannigfaltig gestalteten Thales, die uns bald von den zahlreichen Fehden, die zwischen den verschiedenen Geschlechtern in blutigen Kämpfen, hartnäckigen Belagerungen und Zerstörungen von Burgen und Klöstern erzählt, und bald Kunde gibt von guter Sitte und Frömmigkeit, die hier ihren Sitz hatte, und die noch heute als hervorragende Eigenschaft der jetzigen Generation bezeichnet werden darf. Ein herrlicher Punkt ist die sich gleich am Eingange in das Thal, über dem Dorfe Heppingen erhebende Landskrone, von welcher sich dem Besteiger eine entzückende Aussicht sowohl nach dem Ahrthale selbst, als auch nach dem Rheine zu bietet. Nicht ganz auf dem Plateau der Bergkuppe, auf der sich einst eine stolze Veste erhob, steht unter einem Felsvorsprunge eine kleine weissgetünchte Kapelle, die im Volksmunde den Namen

„Jungfrauenkapelle“ führt, und an deren Gründung sich folgende Sage knüpft. Ein auf der Landskrone hausender Ritter hatte drei schöne, holde Töchter, die ihrer Anmuth und Liebe zu den Armen wegen in der ganzen Gegend wie überirdische Wesen verehrt und geliebt wurden. Einst nun war der Vater dieser Jungfrauen hinaus zur Jagd gezogen, und die Burg hatte nur noch eine kleine Besatzung. Dies erfuhr der dem Grafen von Landskrone seit lange feindlich gesonnene Ritter von Tomberg, und schnell seine Mannen um sich sammelnd, zog er alsbald zur Landskrone, die er, als der Stärkere, nach kurzer Gegenwehr eroberte und mit seinen Mordgesellen bezog. Die Knappen und die Dienerschaft, die er noch in der Burg vorfand, liess er in den unterirdischen Kerker bringen und dort an Ketten legen; auch den drei Töchtern seines Feindes hatte Tomberg das gleiche Schicksal, und vielleicht noch Schlimmeres zugedacht, allein diese flohen, um Ehre und Unschuld zu retten, vor dem Wütherich auf einen Felsenvorsprung. Als aber hier der Verfolger ihnen alsbald nahte, fassten sie einander bei den Händen und sprangen, Gott ihre Seelen befehlend, hinab in die Tiefe. Und siehe, o Wunder! der Fels öffnete sich, und die drei Burgfräulein sanken sachte in eine Grotte, die sich nach ihrer Aufnahme alsbald wieder schloss und die Verfolgten den Augen des wuthschnaubenden Ritters entzog. In der Grotte fielen die Jungfrauen in einen tiefen Schlaf, während Tomberg in ihrem väterlichen Hause sein Unwesen trieb. Am zweiten Tage nachher kehrte der Graf von Landskrone nach seinem Schlosse zurück und schaute mit Entsetzen, was sein Feind hier angerichtet hatte. Aber ein Mann der That, gab der Graf sich nicht lange seinem Schmerze hin, sondern er wagte sogleich mit

seinem Gefolge und einem Haufen herbeigeeilter Landleute einen Sturm auf das Schloss, und mit Gottes Hülfe gelang es ihm, den Feind zu schlagen und sein väterliches Erbe wieder zu erobern. Als aber die Ruhe wieder hergestellt war und der Schuldige seine gerechte Strafe erlitten hatte, war des Grafen erste Frage nach seinen Töchtern. Niemand wusste jedoch, wo diese hingekommen, und als auch alle Nachforschungen erfolglos blieben, versank der Ritter in tiefe Trauer und nahm weder Speise noch Trank zu sich. In der folgenden Nacht nun, als sich der trauernde Vater betend in seinem Schlafgemache befand, erschien ihm ein weissgekleideter Himmelsbote, der ihn tröstete und ihm die Stelle bezeichnete, wo sich seine edlen Töchter befanden. Sogleich machte der Graf sich dahin auf, und wirklich ruhten die Vermissten in der sich inzwischen geöffneten Felsengrotte. Aus Dankbarkeit liess der hochbeglückte Vater an der Stelle eine Kapelle erbauen, deren Existenz unter dem Namen „Jungfrauenkapelle“ schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1470 erwähnt wird, und in deren Innern man noch heute eine, jetzt als Sanctuarium benutzte Grotte aus Basaltsteinen erblickt. Die weithin sichtbare Kapelle, an die sich obige Sage knüpft, war vor Jahren noch ein besuchter Wallfahrtsort, während jetzt seine ehemalige Berühmtheit fast ganz geschwunden ist.

Geschichtliches. Die Landskrone wurde zwischen 1204 und 1206 erbaut, und erhielt von ihrem Gründer den stolzen Namen, den sie in Bezug auf ihre prächtige, ja majestätische Lage vollkommen mit Recht trägt. Die Landskrone war ein unmittelbar vom Reiche abhängiges Lehen, und der Besitzer, der in seinem Wappen eine Krone hatte, ein kaiserlicher Burggraf. Unter den Hohenstaufen waren die Herren von Landskrone sehr angesehen, und Friedrich II. ernannte sogar den Burggrafen Gerhard I., den

Stifter der mächtigen Linie, im Jahre 1216 zu seinem Stellvertreter über Personen und Güter des Moselgebietes. Der Sohn dieses Burggrafen, Gerhard II., zog für den letzten Hohenstaufen in den Kampf, gerieth aber als Gefangener in die Hände des Erzbischofs Conrad von Hochstaden und musste mit diesem schliesslich einen Friedensvertrag vereinbaren. Gerhard III. starb, fast 100 Jahre alt, im Jahre 1372 und wurde im nahen Marienthale begraben, ohne dass ein männlicher Erbe an seinem Sarge trauerte. Daher kam denn sowohl die Landskrone, die aus einer Ober- und Unterburg bestand, wie auch die dazu gehörige ausgedehnte Besitzung in verschiedene Hände, und ging somit ihrem Verfalle entgegen. Als der dreissigjährige Krieg die deutschen Gauen verwüstete, und die Schweden an den Rhein zogen, wurde auch die Landskrone erobert und von ihnen in Besitz genommen. Bei der Belagerung durch Gronfelds Truppen widerstand die Veste am längsten, und wurde nur durch List zur Uebergabe gezwungen. Ein Soldat knüpfte nämlich mit der Wäscherin eines schwedischen Hauptmanns ein Liebesverhältniss an und wusste sie zu überreden, das Seil am Schlossbrunnen zu durchschneiden, wodurch alsbald ein sehr grosser Wassermangel für die Belagerten entstand, und

> Der Durst ward immer schlimmer,
> Die schöne Veste fiel;
> Ihr Feldherrn, lasset immer
> Die Liebe aus dem Spiel!

Im Jahre 1677 zerstörten die Franzosen die Burg zum grössten Theil, und 1682 wurden die noch übrigen Reste auf Grund eines von Kurfürst Wilhelm erlassenen Edikts mit Ausnahme der Kapelle geschleift, und somit eine der stolzesten Burgen, deren Gleichen nah und ferne nicht gefunden wurde, in einen traurigen Schutthaufen verwandelt. Nur noch ganz geringe Trümmer verkünden dem Wanderer die grosse geschichtliche Stätte, aber die Kapelle blieb erhalten, und schaut als ein Wahrzeichen, dass der Himmel die jungfräuliche Reinheit und Ehre schirmet und schützt, wie seit Jahrhunderten, noch heute auf das idyllische Thal, das sich ihr zu Füssen ausbreitet, herab.



Neuenahr.

ie überall in dem schönen, zerklüfteten, mit köstlichen Reben bestandenen Felsenthale der Ahr die liebliche Sage einen ewig blühenden Kranz schöner Mären um die einstigen Stätten der Grösse, Herrschsucht und Erhabenheit windet, so geht sie selbstredend auch nicht an dem, durch seine Heilquellen berühmt gewordenen Neuenahr vorüber, ohne es mit einer frischerhaltenen Blüthe zu schmücken. Erzählt uns die Umgegend gar manches geschichtliche Ereigniss, gibt sie uns insbesondere Kunde von den Thaten des energischen und gefährlichen Feindes der Hohenstaufen, von Erzbischof Konrad von Hochstaden, dem Gründer des Kölner Domes, der in diesem Lande eine gewaltige Rolle spielt, so ist es Neuenahr nicht minder, das den Touristen mit seiner Vergangenheit fesselt, und gar anmuthige und belehrende Geschichten sind es, die ihm hier kund werden. Eine schöne Sage, die sich an die ehemalige Burg von Neuenahr knüpft, ist folgende:

Einst trat zu einem Bauern, der auf dem Felde um das tägliche Brod im Schweisse seines Angesichtwarb, ein Zwerg, und bedeutete ihm, freundlich lächelnd, zu folgen. Der Bauer zeigte sich zwar erstaunt, aber er gehorchte doch der Weisung des kleinen, eisgrauen Männchens, und dieses führte ihn schnurstracks zum Schlossbrunnen. Dort angekommen, erklärte der Zwerg dem erstaunten Landmanne, dass der Brunnen einen goldenen Pflug in der Tiefe berge und dass derselbe des Bauern Eigenthum sein solle, wenn er ihn, ohne ein Wort zu sprechen oder auch nur einen Laut von sich zu geben, an die Oberfläche befördere. Als er dies gesagt, verschwand der Zwerg,

und der Bauer, in der Hoffnung auf einen guten Gewinn, begann sogleich die mühevolle und beschwerliche Arbeit. Und siehe da, sein Fleiss wurde mit Erfolg gekrönt, denn aus der Tiefe schwebte langsam der goldene Schatz empor. Fast war der Pflug bis zum Rande des Brunnens gekommen, als plötzlich ein feuriger Riese auf das schweisstriefende Bäuerlein zutrat und drohend die gewaltige Rechte erhob. Von furchtbarem Schrecken ergriffen, stiess der Landmann einen gellenden Schrei aus, und sogleich stürzte der fast gewonnene Schatz zurück in den Brunnen und die Spukgestalt verschwand. Alle spätere Versuche, den Pflug zu erlangen, waren erfolglos und der Bauer blieb arm sein Leben lang. — Eine zweite, ähnliche Sage lautet:

Ein Graf von Neuenahr war alt und fühlte sein Lebensende herannahen, Er liess desshalb seine beiden Söhne zu sich kommen, um unter sie sein Erbe zu theilen und ihnen den väterlichen Segen zu spenden. Als sie erschienen, befahl er ihnen, ein Schwert und einen Pflug herbei zu bringen, und als dieses geschehen, wandte er sich an den ältesten der Brüder und sagte: „Dir, als dem Stammhalter unseres Geschlechtes, gebührt das Schwert, nütze es wohl zum Schutze unserer Burg, und schirme damit die Hülflosen und Bedrängten.“ Der Junker empfing das Schwert aus des Vaters erkaltenden Händen, und der Jüngere knieete nieder an dem Lager des alten Grafen. Dieser erfasste seine Hand und sprach, indem er mit der Linken auf den Pflug deutete: „Dir, mein nicht minder liebes Kind, hinterlasse ich den Pflug; im Thal, wo stille Hütten sind, da magst Du friedlich walten.“ Als er so seine Habe unter seine Söhne vertheilt, legte der Greis seine Hände auf ihre Häup-

ter und verschied; die Nachkommen aber befolgten treulich des Vaters Geheiss ihr ganzes Leben hindurch, und lange hat auf dem hohen Berg der festen Burg das Schwert geherrscht und im stillen Thale schuf reicher Segen der Pflug.

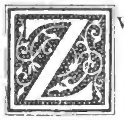
Doch fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden's rings die Gauen;
Der Berg ist wüst, das Schloss zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer.
Da wächst und reift es weit und breit;
Man ehrt den Pflug noch immer!

Geschichtliches. Der Berg Neuenahr erhielt seinen Namen durch Grafen Otto von Are und Hochstaden um das Jahr 1220. Die Grafen des Aargaues waren der Stamm des Grafen von Are. Als Stammherr wird Sigebad, welcher in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts gelebt hat, angenommen. Otto war der Stifter der Linie Neuenahr (Nuwenare) und der Sohn Gerhard von Are, welcher 1226 starb und 3 Söhne hinterliess. Otto sein ältester Sohn erhielt als Erbe den östlichen Theil der Grafschaft Are und erbaute, wie oben erwähnt, die Burg Neuenare; so benannt, im Gegensatz zu dem weiter aufwärts gelegenen Schloss Altenare. Das durch ihn begründete neue Grafengeschlecht existirte bis zum 16. Jahrhundert. Er hinterliess zwei Söhne Gerhard und Ludwig. Ludwig starb ohne Erben. Gerhards Sohn, Theodorich übernahm später die Herrschaft; nach dessen Tode vermochte die Wittwe das stark mit Schulden überlastete Besitzthum nicht zu halten und trat dasselbe an den Erzbischof von Köln Siegfried als Pfandgut ab, welcher es später von dem Sohne Wilhelm I. zum Lehen erhielt. Dieser starb 1307 und hinterliess zwei Kinder Wilhelm und Kraffte. Der Sohn des Ersteren trat als Wilhelm III. die Grafschaft an und erhielt von Erzbischof Walram von Köln das Schloss Neuenare und dem Burglehen von Are zurück, wie es sein Grossvater Wilhelm I. besessen hatte. Da er nur eine Tochter hinterliess, so fiel die Grafschaft an seinen Bruder Kraffte, Domherr in Köln. Mit Wilhelm III. resp. mit seinem Bruder Kraffte starb die Linie der Grafen von Neuenare aus.

Die Wunderbrücke.

Wo sich zwei Berge winken, dazwischen rauscht die Ahr,
Da sah'n die Väter blinken Landskron und Neuenahr,
Und einer Brücke Bogen erglüh'n im Sonnenstrahl
Von Schloss zu Schloss gezogen über das breite Thal.



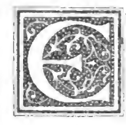
wischen den Bewohnern der festen Schlösser Landskrone und Neuenahr bestand eine innige Freundschaft, deren schönste Frucht in der Folge die Liebe war, die Gerhard von Landskrone und Bertha von Neuenahr für einander empfanden. Das Feuer der heiligen Liebe wurde täglich stärker in den Herzen der jungen Leute, und mit Sehnsucht harrten sie der Stunde entgegen, wo es ihnen vergönnt war, einander zu sehen, und sich in der duftenden Laube des Schlossgartens über die Zukunft zu unterhalten. Einstmal äusserte Bertha, als sie liebkosend in Gerhards Armen ruhte, den Wunsch, dass doch eine Brücke die beiden Berge, Landskrone und Neuenahr verbinden möchte, man könne sich dann öfter sehen und sprechen und ab und zu einen Liebesboten hinübersenden. Dies Begehren der Liebe vernahm eine kleine Elfenkönigin, die auf duftigen Zweigen der Laube ruhte, und dachte still bei sich, euch meine Lieben soll geholfen werden. Und siehe da! Als am andern Morgen sich Bertha aus ihrem Erkerfenster herauslehnte, um dem Geliebten mit dem seidenen Tüchlein den gewohnten Gruss zuzuwinken, erblickte sie eine zierliche, farbenprächtige Brücke, deren weiter Bogen Landskrone und Neuenahr verband. Sie dankte Gott aus tiefstem Herzen für diese schöne Gabe, und fortan wurde die Brücke eifrig von den Bewohnern der beiden Burgen benutzt. Ueber sie bewegte sich der fröhliche Zug

mit den Brautleuten Gerhard und Bertha sowohl, wie das Trauergeleite der sterblichen Hülle der treuen Gatten. Ja, Jahrhunderte lang trotzte das schwanke Bauwerk den Stürmen der Zeit, bis einst die Freundschaft aus den Hallen von Landskrone und Neuenahr floh, und Zwietracht und Hass dort ihren unheimlichen Sitz aufschlugen. Da verschwand urplötzlich, wie sie entstanden, die Brücke, und nur in der Sage lebt die Erinnerung an ihre einstige Existenz fort.

Viel schöne Brücken schlagen sieht man im deutschen Land,
Doch keinen Bogen wagen. der sich so weithin spannt.
Weil's ewig unterbleibe, so mag man klärlich schaun,
Dass Freundschaft und Liebe die schönsten Brücken baun.



Der Calvarienberg.



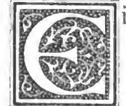
he man von dem Badeorte Neuenahr aus das altehrwürdige Städtchen Ahrweiler erreicht, erblickt man in prächtiger Lage, unmittelbar vor den Thoren der schon im Mittelalter bekannten Stätte den Calvarienberg, von dessen Höhe herab ein ernstes Kloster in die blühende Landschaft schaut, und dem in den Schönheiten der Natur schwelgenden Sinn eine andere Richtung gibt. Der Calvarienberg, der wie geschaffen ist zu stiller, erhabener Betrachtung, verdankt seinen Namen und die heilige Weihe nach der Sage folgendem Umstande. Der edle Spross eines der berühmten Geschlechter des Ahrthales hatte dem Drange seines Herzens folgend, den Zug nach dem gelobten Lande mit Tausenden seiner Standesgenossen mitgemacht, und war mit Ehren reich geschmückt zurückgekehrt zum theuren Heimathlande. Hier erblickte er den mit Eichen be-

standenen Hügel, und unwillkürlich verglich sein, von Frömmigkeit tief durchdrungener Geist die anmuthige Stätte mit dem Orte, auf welchem zu Jerusalem der Gottmensch, Jesus Christus, zum Heile aller Menschen seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Eine mächtige Bewegung erfasste sein Inneres, und wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben, nahte er sich dem Hügel. Wunderbar! die Strecke, die er zurücklegte, däuchte ihm gerade so lang, wie diejenige, die er so oft vom Hause des Pilatus zu Jerusalem bis zur Stätte gegangenen war, an welcher der Herr sein Erlösungswerk vollbracht. Die Bewegung, die ihn ergriffen, wurde ihm klar, und einer innern Stimme gehorchend, erbaute er, nach dem Vorbilde der Kirche vom heil. Grabe zu Jerusalem auf dem idyllischen Hügel eine Kapelle, und nannte den Ort Calvarienberg. Geschichtlich ist diese Kapelle mit den dazu gehörigen Stationen schon im 15. Jahrhundert bekannt und wird ihre Errichtung auf das Jahr 1440 festgesetzt. Zweiundsechzig Jahre später, 1502, verlieh der Pabst dem Gotteshause einen Ablass, in Folge dessen die Zahl der Andächtigen, die hieher wallfahrteten, sich so beträchtlich vermehrte, dass man 1625 den Bau bedeutend zu vergrössern genöthigt war. Nunmehr wurden auch Franziskanermönche aus dem Brühler Kloster hieher berufen, und die Folge dieser Uebersiedlung war, dass die alte Kirche, welche die Zahl der zuströmenden Gläubigen nicht mehr zu fassen vermochte, durch eine neue geräumigere ersetzt werden musste. Letztere wurde im Jahre 1678 eingeweiht. Allein bald zogen sich, wie über ganz Deutschland, so auch über das Ahrgebiet schwere Gewitterwolken zusammen. Wilde Kriegsvölker flutheten in das sonst friedlich stille Thal, und die Stätte des Gebetes, d. h. das

an die Kirche angrenzende Franziskanerkloster wurde ein Asyl für Kranke und Bedrängte. Der Friede, einmal aus den romantischen Gauen der Ahr vertrieben, kehrte nur selten und flüchtig dorthin zurück, bis ihm die Gewaltherrschaft der Franzosen für lange Jahre den Platz am Herde der Ahrthalbewohner verbot. Mit unaufhaltsamem Schritt nahte sich unter diesem fluchwürdigen Regimente die alles Ehrwürdige vernichtende Säcularisation auch dem Kloster auf Calvarienberg, welches 1803 unter den Hammer kam. Aber vor Zerstörung und Verwendung zu profanen Zwecken ward die geistliche Niederlassung bewahrt, indem sie ein Vikar Giesen zum Preise von 5925 Frcs. käuflich erwarb, und so ihrer eigentlichen Bestimmung erhielt. Denn die eigentliche Bestimmung ist dem traulich den Wanderer grüssenden Kloster geblieben; wenn auch keine frommen Mönche mehr dort weilen, so ist es dennoch auch heute noch dem Herrn geweiht. Seit 1838 besteht nämlich daselbst unter Leitung der Ursulinerinnen eine musterhafte Mädchenerziehungsanstalt, die oft über hundert Schülerinnen zählt und in ganz Deutschland eines ehrenvollen Rufs geniesst.



Die Saffenburg.



Eines der ältesten Schlösser, die ehedem stolz und hehr, wie für die Ewigkeit erbaut, herab in's Ahrthal schauten, war ohne Zweifel die Saffenburg, deren Namen, hergeleitet von Sophienburg, schon in Urkunden, vor den Kreuzzügen datirt, zu finden ist, und deren Trümmer, wie in Trauer um die vergangene Herrlichkeit, ihre

Grüsse dem Besucher herniedersenden. Am 16. Februar 1708 machte eine, aus Jülich unter dem Befehlshaber Borkeling, gesandte Abtheilung Soldaten der fast tausendjährigen Geschichte der Saffenburg ein Ende, indem sie das im 30jährigen Kriege von den Truppen der verschiedensten Nationen belagerte, eroberte und wieder verlorene Schloss in Brand steckten, den grossen Thurm durch eine Mine sprengten, alsdann Alles zerstörten, und den Rest der rauchenden und zusammenbrechenden Trümmerhaufen dem vernichtenden Zahne der Zeit überliessen. An die Erbauung der Saffenburg knüpft sich folgende Sage:

Sophie, ein Burgfräulein von Are, liebte, ohne es jedoch zu gestehen, einen jungen Ritter gar sehr, und dieser, in dessen Herz ebenfalls das heilige Feuer erglühte, kehrte oft ein in das Haus des Burgfräuleins, denn dieses zu sehen, in seiner Nähe zu athmen, den Zauber seiner Stimme auf sich einwirken zu lassen, war für den schmucken Rudolph die höchste Seelenfreude. Lange hatte er schon auf der Areburg verkehrt, aber noch nie hatte er Sophie gegenüber ausgesprochen, was er für sie empfand, und diese, die den Ritter ja liebte, glaubte endlich, dass sie ihm gleichgültig sei, und vermied es, mit ihm zusammenzutreffen. Rudolph betrübte dies sehr, und weil er Sophien's Benehmen für verschmähte Liebe hielt, so trieb ihn der Schmerz aus dem Vaterlande. Er folgte der Schaar der Kreuzritter, um im Kampfe gegen die Sarazenen das bittere Herzeleid zu vergessen. Jahrelang blieb er der Heimath fern, dann aber erwachte die Sehnsucht nach dem lieben Ahrthale gar mächtig in seiner Brust, und er kehrte zu der Stätte, wo er die fröhliche Jugend verlebte, zurück. Wie er so sinnend, in die Erinnerung an vergangene Zeiten ver-

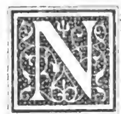
loren, seine Strasse fürbass zog, ertönte plötzlich ein lieblicher Gesang, er hielt inne und lauschte. Und horch! Aus dem Liede, das mit weichem, sehnsuchtsvollem Klange zu ihm herüberdrang, erkannte Rudolph seinen Namen. Ueberrascht schaute er empor und erblickte auf einem Felsvorsprung eine Einsiedlerklause. Schnell schwang er sich vom Pferde, erkletterte den steilen Pfad, trat in die Mooshütte ein, und wer beschreibt sein Entzücken, als er auf einer niederen Holzbank, die Laute schlagend, die geliebte Sophie erblickte. Statt langer Erklärung eilte Rudolph auf die holde Maid zu, zog sie an sein hochaufklopfendes Herz und drückte einen innigen Kuss auf ihre rosigen Lippen. Sophie erwiederte dieses Zeichen der Liebe, und bald nach dieser Begegnung traten die beiden jungen Leute zum Altare Gottes, um sich nach langer, langer Trennung die Hand zum Bunde für das Leben zu reichen. Rudolph aber erbaute, als die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren, an der Stelle, wo er die Geliebte, um ihn trauernd in einsamer Klause, wiedergefunden, ein stattliches Schloss, und nannte es Sophienburg.

In dieser Sophien- und späteren Saffenburg fand dann nach der Sage im Laufe der Zeit noch folgendes Ereigniss statt. Unter der Dienerschaft des Schlosses befand sich eine wunderschöne Hirtin, die von früh Morgens bis zum späten Abend die Kühe ihres Herrn auf den saftigen Triften der Umgegend weidete. Jedermann hatte Gefallen an der blühenden, sittsamen und verständigen Maid, aber vor Allen war es der noch unvermählte Besitzer der Saffenburg, dem sie an's Herz gewachsen. Diese innige Zuneigung des sonst oft strengen, ja harten Ritters hatte darin ihren Grund, dass er oft Zeuge war, wie die schöne Hirtin

ihn in der Burgkapelle in ihre Gebete einschloss, und es erwachte in ihm der Gedanke, die Maid dafür reichlich zu belohnen. Er befahl seinen Dienern, das Schloss festlich zu schmücken, und dem Burgkaplan gab er die Weisung, Alles zu einer Trauung vorzubereiten. Dies geschah, und in der mit Blumen und Guirlanden reich verzierten Kapelle harrte im feiertäglichen Gewande die Dienerschaft mit Neugierde und Spannung des Brautpaares. Jedoch keine adeliche Braut erschien mit glänzendem Gefolge und nur der Schlossherr betrat allein mit feierlichem Ernste die heilige Stätte. Sein Blick musterte schweigend die Versammlung und dann eilte er auf die junge Hirtin zu, die in Gebet versunken vor der Statue der Gottesmutter kniete. Er zog aus seinem Gewande eine goldne Kette und schlang sie um den weissen Hals der schönen Maid. „Komm', Katharina," sagte er mit weicher Stimme, „Du hast für mich gebetet, und ich, ich weihe Dir mein Herz!" Und damit zog der Graf die züchtiglich Erröthende zum Altare, wo der Priester das Paar segnete und zu dem heiligen Bunde der Ehe weihte. Jahre lang lebten nun die Gatten in Glück und Freude, und als einst der Tod das innige Band unerbittlich zerstörte, da liess Ernst von Saffenburg die Geliebte in der Kirche zu Maischoss beisetzen, und noch heute schaut man dort ein prächtiges marmornes Grabmal, welches die irdischen Ueberreste der ehemaligen Hirtin und späteren Gräfin von Saffenburg umschliesst.



Die bunte Kuh.


icht weit von dem weingesegneten, und deshalb weit berühmten Orte Walporzheim, erblickt der Wanderer hart an der Strasse, die ihn weiter in's Ahrthal hineinführt, einen stark vorspringenden Felsgrat, der den seltsamen Namen „Bunte Kuh“ trägt. Wie der Name entstanden, und welche Bewandniss es mit dem sonderbar geformten Felsgestein hat, davon weiss uns die gestrenge Historia nichts zu bekunden, und wen es begehrt, etwas Näheres darüber zu erfahren, der muss mit den Mittheilungen der weniger wahrheitsliebenden, aber desto leichter zum Erzählen zu bewegenden Sage vorlieb nehmen. Die Sage, die überall im Ahrthale mit ihren heiteren, duftenden Kränzen nicht kargt, hat sich besonders hier bei dem Winden etwas lange verhalten, und mit zahlreichen Blüthen den starren Felsen umgeben. Unter demselben soll ehedem eine Richtstätte der Hexen gewesen sein, und Kobolde und anderes unheimliche Gesindel haben ihren Sammelplatz an dem Orte, der es namentlich in stiller Mondnacht dem Wanderer so etwas gruselich zu Muthe werden lässt. Umgeben von den phantastischen Gebilden der Felsschatten, rauscht die Ahr geheimnissvoll, verdeckt von weissen Nebelschleiern, dahin. Die Käuzchen lassen ihren langgezogenen Klageruf erschallen, während die Glockenunke mit ihrem „Klung, klung, klung“ accompagnirt, und so den leises Grauen erregenden Eindruck vervollständigt. Doch dergleichen kommt hier nicht in Betracht, es handelt sich vielmehr darum, wie die Sage durch den Volksmund die Entstehung des Namens „Bunte Kuh“ erklärt. Diese Erklärung ist, abgesehen davon, dass man die Bezeichnung des Felsgrates von den Franzosen

herleitet, die beim Genusse des „Walporzheimer“ entzückt ausgerufen haben sollen:

Tel vin, mon Dieu
N'on trouve partout
Si plein de feu
Si „bon de gout“,

eine zweifache. Die Erste geht dahin, dass einst ein reicher Bauer zu einem muthigen Mädchen, welches sich in der Nähe des Felsen befand, gesagt habe: „Wenn Du dort oben auf dem Vorsprung die Strümpfe wechselst, so soll die Kuh, die ich am Strick leite, nebst dem nöthigen Futter Dein Eigenthum sein.“ Das Mädchen habe den Vorschlag angenommen, hoch oben auf der Spitze des Felsgrates die Strümpfe gewechselt, und dann die Kuh, welche buntscheckig gewesen, zum Lohn für ihre Kühnheit erhalten. Seit dieser Zeit habe der Ort, wo sich solches ereignet, den Namen „Bunte Kuh“ erhalten. Die andere, weit schönere Erklärung lautet folgendermassen: Zur Zeit, als Zucht und Ordnung im deutschen Reiche auf das Höchste gefährdet waren, das Recht auf der Schwertspitze getragen wurde, und viele adelichen Herren es nicht verschmähten, mit den Strassenräubern gemeinsame Sache zu machen, lebte an der Ahr ein Ritter, der das vergeudete, väterliche Erbe nach Art der Wegelagerer wieder einzubringen gedachte. Hartnäckig das gesteckte Ziel verfolgend, raubte und mordete er, und die Furcht vor ihm war so gross, dass die Bewohner der Dörfer, in dessen Nähe er hauste, sich schon bei der Nennung seines Namens fromm bekreuzten. Einst ward diesem Mordbuben nun die Mittheilung, dass in der nächsten Nacht der Waarenzug eines reichen Kaufmannes sein Revier passiren werde, und sofort machte er sich mit seinen Genossen auf, um die Gelegenheit zu reicher Beute

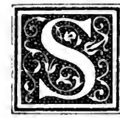
zu benutzen. Dicht bei der „Bunten Kuh“ machte die Bande Halt, und versteckte sich im Gehölze, die Ankunft des Zuges zu erwarten. Die Nacht kam, eine stockfinstere, für den beabsichtigten Ueberfall besonders günstige Nacht, allein von dem Kaufmann und seinen mit Schätzen beladenen Wagen war noch immer nichts zu entdecken. Da endlich nach langem Harren meldete ein Knecht das Nahen des Zuges, der Ritter gab seine Befehle, und Alles bereitete sich zum Angriffe vor. Aber horch! Im nämlichen Augenblicke, als sich die Bande zum Aufbruch rüstete, erscholl in der Nähe der helle Ton eines Glöckleins. Der Ritter und seine Genossen, die trotz aller Schandthaten noch Glauben in der Brust trugen, waren in der Meinung, ein Priester bringe einem Sterbenden das hochheilige Sakrament, und knieeten deshalb nieder, ein kurzes Gebet murmelnd und andächtig an die Brust schlagend. Das Geläute kam indessen immer näher, während der Wagenzug des Kaufmanns sich stets weiter entfernte. Schon war Letzterer aus der Bogenschussweite, und somit ausser Gefahr, als plötzlich die fromm am Boden knieende Bande die wahre Ursache des Geläutes erfuhr. Durch das Dickicht brach nämlich eine, mit einer Glocke am Halse versehene Kuh, die am Abende ihren Hirten verloren hatte und irrend umherlief. Ob dieses Schabernaks, den ihnen, nach ihrer Meinung, nur der leibhaftige Gottseibeiuns gespielt hatte, tobte und fluchte die ganze Gesellschaft, und der Anführer fasste wuthentbrannt das unglückliche Thier, hieb es in Stücke und schleuderte es von dem Felsvorsprung hinab in die eben wild dahinstürmende Ahr. Der Kaufmann aber brachte sich und sein Besitzthum in Sicherheit, und das Volk, welches die glückliche Rettung desselben erfuhr, nannte zum Andenken daran

das seltsame Felsstück an der Strasse, die nach dem Kloster Marienthal führt, die „Bunte Kuh."



Marienthal.

Graue Mauerreste mahnen
Uns an längst entschwund'ne Zeiten,
Und wir seh'n auf frommen Bahnen
Wieder heil'ge Frauen schreiten;
Und aus eingestürzten Hallen
Hören Gottes Lob wir schallen,
Hören des Tedeums Klang,
Hehren, frommen Weihgesang; —
Und, wie frei vom Staubgewande,
Schwebt der Geist zum Himmelslande!

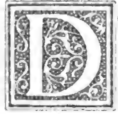


olche Empfindungen sind es, die einziehen in die Brust desjenigen, der die romantisch gelegene Stätte betritt, auf der sich einst die erste fromme Niederlassung an der Ahr, das adelige Nonnenkloster Marienthal erhob. Heute sind nur noch Ruinen von diesem Kloster, das vor Jahrhunderten den Grafen von Landskrone als Begräbnissplatz diente, vorhanden, und die weiten Hallen des Gotteshauses, in welchem vor langen Jahren die frommen Gesänge und die inbrünstigen Gebete der Schwestern vom Orden des heiligen Augustinus erschallten, sie stehen verödet, und um ihre zerfall'nen Mauern schlingt der Epheu seinen grünen Trauerkranz; statt des Weihrauchs frommer Gabe steigt der Duft der Hollunderblüthen zum Himmel empor, und statt der Klosterfrauen heiligen Hymnen lässt die Nachtigall oder ein anderer gefiederter Sänger Jubelweisen ertönen. Die Mauerreste, die man heute vielleicht mit Wehmuth betrachtet, stammen zum grössten Theil

aus dem vergangenen Jahrhundert, da der ursprüngliche Bau, der einer weit früheren Zeit angehörte, von den Franzosen zerstört, und das Kloster seiner reichen Pfründen beraubt wurde. Nach der Sage, die selbstredend einen Ort, wie Marienthal, nicht unbeachtet lassen kann, soll noch jetzt in den verlassenen Mauern der Klosterkirche zur Nachtzeit der fromme Gesang der Nonnen ertönen, aber nur von reinen Jungfrauen vernommen werden können, die dann nach Anhören der heiligen Weisen von einem unwiderstehlichen Drange, die Welt zu verlassen, ergriffen würden, und Glück und Friede nur in der beschaulichen Stille des Klosterlebens zu finden glaubten.



Maischoss.



Der kleine Ort Maischoss besitzt eine hübsche Kirche mit einem prachtvollen Grabmal, welche ehedem zu dem nahen „Marienthal" gehörte und hiervon auch seinen Namen herleiten soll, wie eine Sage andeutet.

> Wenn karg die Weihnachtssonne versandte ihren Strahl,
> Kam eine junge Nonne mit jedem Jahr ins Thal,
> Maria, hiess die Gute, sie bracht' der Gaben viel,
> Den Bösen eine Ruthe, den Guten Brod und Spiel.
> Ein Wäglein musste führen das Brod von Haus zu Haus,
> Sie theilte nach Gebühren dann ihre Gaben aus;
> Sah man das Wäglein kommen, so war die Freude gross,
> Dann riefen alle Frommen „dort kommt Marias Schoss".

Der Ort hat eine geschützte Lage und der dort gezogene Wein ist sehr geschätzt. Die besten Lagen gehören der fürstlich Aremberg'schen Familie. Die



Stich v. H. Emden Bonn.

ALTENAHR VOM KIRCHHOFE AUS.

[illegible]

[illegible] da [illegible] in [illegible]

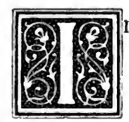
[illegible] Entwicklung [illegible]

Lage des Ortes mag ebenfalls zur Benennung beigetragen haben, denn man schrieb darüber:

> Ein Dörfchen liegt im Felsenthal
> In Rankengrün und Moos
> So waren, obgleich die Felsen kahl,
> Wir in „Maria's Schoos“.



Altenahr.

n einem sehr engen Thale, eingeschlossen von gewaltigen Felsmassen, aber auch ausgestattet mit den schönsten landschaftlichen Reizen liegt der Flecken Altenahr, und über ihm, wo sie am Höchsten ragen die malerischen Felskuppen, da stand in alten Tagen das stolze Schloss von Altenahr und seine Thürme schauten gar weit hinaus in die Lande, und liessen es dem etwaigen Feinde seiner Bewohner schier unmöglich erscheinen, hier der Eroberungslust zu fröhnen. Im Glanze der Freiheit lebte hier einst ein muthiger und seiner Tapferkeit wegen hochberühmter Graf, und gar Manchen hatte es darnach gelüstet, diesen stolzen Mann aus seinem Felsenschlosse zu vertreiben, und ihn in Ketten und Banden zu schlagen, aber trotz der wohlgemeinten Absicht, war es bisher Niemanden gelungen. Da entschloss sich endlich einer der ärgsten Feinde des Grafen, einen Versuch zu wagen, und mit einer grossen Menge Kriegsvolks erschien er vor Altenahr und belagerte die Burg. Aber Wochen und Monde vergingen, ohne dass der Muth der Eingeschlossenen wäre gebrochen worden, und fest und unerschütterlich standen Altenahrs stolze Mauern. Da wollte es das Unglück, dass durch Hunger und Entbehrungen

mannichfacher Art eine Seuche unter den Mannen des Schlosses ausbrechen sollte, und was die Sturmkolonnen und die Geschosse des Feindes nicht vermocht hatten, das bewirkte jetzt die schreckliche Krankheit: der Widerstand der Belagerten wurde geringer und geringer, und bald hatte der Tod die tapferen Streiter bis auf den Burgherrn selbst hinweggerafft. Dieser erschien nun eines Morgens in voller Rüstung und hoch zu Ross auf einem der Bollwerke, welche das Schloss umgaben, und rief mit Donnerstimme hinab in das Lager der erstaunt aufblickenden Feinde: „Seht hier den letzten Mann, den letzten von allen, die im Schlosse gelebt und den Kampf mit euch geführt haben! Weib und Söhne hat mir des Todes finstere Macht entrissen, und die Vasallen hat der Hunger hinweggerafft, aber starben sie auch nicht mit dem Schwerte in der Hand der freien Helden Tod, so sind sie doch eingegangen in die Hallen der ewigen Freiheit, und frei wie sie ein besseres Land bezogen, will auch ich frei hinüberwallen, wie ich's stets im Leben war!“ Mächtig erklang die Stimme des Grafen an den Felsenwänden rings umher, und als das Echo dumpf das letzte Wort des Helden zurückgegeben, da spornte dieser sein Ross zu schnellem Laufe an; bald war der höchste Punkt des Berges erreicht, und von der Felsenspitze herab stürzten Ross und Reiter in die schäumenden Fluthen der Ahr, die, sich hochaufthürmend, das Grab des Helden schlossen.

Geschichtliches. Das alte Geschlecht der Grafen von Are wird von dem Gaugrafen Sigebodo hergeleitet, und als Erbauer der Burg wird Graf Dietrich, der im 12. Jahrhundert lebte und sich zuerst von Are nannte, angenommen. Das stark befestigte Schloss kam später in den Besitz der Erzbischöfe von Köln, und diente eine Zeit lang unter Conrad von Hochstaden und Engelbert II. zum Aufenthalte der von diesen gefangen genommenen

Kölner Patrizier. Lange schmachteten elf Mitglieder der edlen Geschlechter in Altenahrs Verliesse und wurden endlich auf eine fast wunderbare Weise gerettet. Gottschalk Overstolz, einer der Gefangenen hatte nämlich eine Maus gezähmt, deren munteres Gespiele den Leidensgenossen Unterhaltung und Freude bereitete. Eines Tages nun hatte das Thierchen sich in einer Mauerritze verkrochen, und als Gottschalk in der Oeffnung nach seinem Liebling forschte, fand er statt seiner eine Feile und einen Meissel, mit welchen Werkzeugen die Gefangenen alsbald die Kerkermauer durchbrachen und so die Freiheit erlangten. — Lange in gutem Zustande erhalten, sah sich im vorigen Jahrhundert der Kurfürst Joseph Clemens veranlasst, die feste Burg sprengen zu lassen, um die Bewohner der Umgegend von den Unbilden der ganz verwilderten Besatzung zu befreien, und seitdem ragen nur noch die Trümmer der stolzen Veste als Wahrzeichen einstiger Macht in den blauen Aether empor.

In und um Altenahr haben sich alte Gebräuche und die Volkssitte vergangener Jahrhunderte am längsten erhalten. Mag die neue Zeit gegen das Althergebrachte als nicht mehr passend zu Felde ziehen, so muss man hier doch mit Schiller sagen: „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen", und um dem Leser Gelegenheit zu geben, solche kennen zu lernen, wollen wir hier kurz zwei der noch am meisten vorherrschenden S i t t e n u n d G e b r ä u c h e d e r A h r t h a l b e w o h n e r erwähnen. Die Erste steht mit dem schönen Monat Mai in enger Beziehung und betitelt sich:

Das Mailehen.

Es läuten die Glocken ihr volles Geläut
Maiabend war gestern und Maitag ist heut,
Und gestern da war ich noch ledig und leer,
Heut führ' ich mein Mailieb am Arme daher.

Am Vorabend des ersten Mai versammeln sich die Burschen (Junggesellen) des Ortes auf dem Kirchplatze, oder in einem Gasthause und halten eine Versteigerung über die im Orte wohnenden Jungfrauen ab, welche den Namen „Mailehen" führt. Für die schönsten und den besseren bürgerlichen Kreisen angehörenden Mädchen werden selbstredend die höchsten Preise bezahlt, und die Junggesellen wetteifern mit einander, um die Schönste als „Mailehen" zu besitzen. Der Ansteigerer einer Jungfrau hat das Recht, mit ihr während des Sommers zu tanzen, und gilt

bei allen Gelegenheiten als der Bevorzugte. Nach der Versteigerung findet ein „Maiball“ statt, wobei die Schönen bewirthet werden. Aus den Versteigerungsgeldern werden bei besonderen Gelegenheiten die Musikkosten und der gemeinsame Verzehr bestritten. Sobald ein Bursche ein „Mailehen“ gesteigert, zieht er vor das Haus der Erkorenen und steckt dort seiner „Maifrau“ einen schönen Maien (Buchenstamm) auf, und die junge „Maifrau“ schmückt den Hut ihres Burschen beim Tanz mit bunten Bändern. Wenn ein fremder Bursche eine Jungfrau gesteigert hat, so darf der eigentliche Liebhaber sie nicht eher besuchen, bis die Blüthezeit der Bohnen eingetreten ist. Mit dieser Zeit hört das „Mailehen“, bei dem streng auf Ordnung und Sittlichkeit gehalten wird, auf; es sei denn, dass das „Maipaar“ einen festeren Bund schliesse, und der junge Bursche mit unserm gemüthvollen Dichter Wolfgang Müller von Königswinter sage:

Und wenn auch, mein Mailieb die Bohnen verblüh'n,
Uns soll nicht mit ihnen die Liebe verglüh'n.
O, nenne Dich, Herzlieb auch ferner noch mein,
Ich bin und ich bleibe in Ewigkeit Dein!

Ausser diesem Gebrauch, der noch heute existirt, hatte sich auch bis vor wenigen Jahren ein anderer, weniger schöner erhalten. Es war dies ein Sittengericht eigener Art, dem der Volksmund den Titel

Das „Thierjagen“

beilegte. Hatte ein Mann seine Frau geprügelt, oder diese sich vergangen, oder hatte gar ein Mädchen die Sittsamkeit hintangesetzt und sich eines Fehltritts schuldig gemacht, so wurde den Betreffenden das „Thier gejagt“, d. h. die Burschen des Ortes versammelten sich mit Pfeifen, Trommeln, alten Kesseln, Giesskannen und ähnlichen Instrumenten, und zogen dann vor das Haus desjenigen, über den die Volksjustiz ihr Urtheil gesprochen hatte. Hier wurde mittelst dieser Instrumente eine gewaltige Katzenmusik dargebracht und der Missliebige der Gemeinde in mannichfacher Weise verhöhnt. Einem Mädchen, das sich die Verachtung der Ortsbewohner zugezogen hatte, wurde Häcksel vor die Hausthüre gestreut. Hatten die Burschen solcher Art ihr „Richteramt“ ausgeübt, so zogen sie unter die grosse Linde auf dem Kirchplatze, allwo sich der Schultheiss der Junggesellen nach ihrem Treiben mit den Worten erkundigte: „Was thut ihr Jungen hier?“ worauf diese antworteten: „Wir jagen

dem N. N. das Thier!“ Der Anführer inquirirte dann weiter: „Was hat er denn gethan?“ Diese Frage wurde entsprechend dem Vergehen des Angeschuldigten beantwortet, indem die Jungen riefen: „Er hat seine Frau geschlagen, gebissen und getreten!“ oder die so und so hat dies oder jenes in Betreff der Sittsamkeit verbrochen. War solcher gestalt die „Formalität“ des „Thierjagens“ erledigt, so begab sich die ganze Versammlung nach Hause oder in ein Gasthaus, und je nach Lage der Sache wurde das „Thierjagen“ noch ein, zwei oder auch mehrere Male wiederholt, wodurch der oder die Geächtete entweder gebessert, oder oft auch ganz aus dem Orte vertrieben wurde. Dass durch solche Volksjustiz auch sehr häufig der Gehässigkeit ein weites Feld zu Gebote stand, ist leider nicht zu verkennen, aber nebenbei ist auch nicht zu leugnen, dass in jenen Tagen, als dieses urderbe Recht gepflegt wurde, die Sittsamkeit einen höheren Platz einnahm und mehr Achtung genoss, als heute, wo man auch unter der Landbevölkerung humaner und gebildeter ist.



Das Teufelsloch bei Altenahr.



Vor langen, langen Jahren, als der Höllenfürst noch in persona die Welt durchwanderte, und wie ein brüllender Löwe umherging, suchend, wen er verschlinge, kam er eines schönen Tages bei einem Abstecher, den er nach dem wildromantischen Ahrthale unternommen hatte, auch in die Nähe der Burgveste von Altenahr. Ermattet von der beschwerlichen Fussreise liess Meister Satan sich auf einen am Wege liegenden Felsblock nieder und betrachtete sinnend das hohe Schloss, das gar stolz herab in die Lande schaute. Wie er so seinen Gedanken nachhing und die Zinnen und Thürme der Veste zählte, bemerkte er plötzlich auf der Plattform des Wartthurmes eine jugendliche Mädchengestalt, die von so grosser Schönheit war, dass der alte Teufel,

von jeher ein besonderer Freund der Frauen, sich gestehen musste, solch' ein liebreizendes Wesen seit Evas Zeiten nicht mehr geschaut zu haben. Er wurde desshalb denn auch bald von einer heftigen Leidenschaft zu dem Burgfräulein ergriffen, und alle Beschwerden der Reise und seine Müdigkeit vergessend, sann er auf einen Plan sich in den Besitz dieser Maid zu bringen. Aber so sehr der Vater der Lüge auch sein Gehirn mit Nachdenken plagte, es wollte ihm nicht gelingen die Mittel zur Befriedigung seines Wunsches zu entdecken. „Ja", sagte er sich, „wäre ich noch ein Engel und mit Gott im himmlischen Paradiese vereint, dann dürfte ich es schon wagen mich ihr zu nahen, aber so, als Teufel wird das holde Fräulein, das jedenfalls sehr fromm und brav ist, gar übel mit mir umgehen." Tief auf seufzte Meister Satan, und in wildem Schmerze raufte er sich das borstige Haar aus dem Schopfe, weil nirgends ein Ausweg aus dieser fatalen Lage zu finden war. Endlich aber, es mochte schon gegen Abend sein, rief er in heller Freude: „Ich hab's! ich will ein frommer Einsiedler werden, und mich von meinen Sünden durch Werke der Busse reinigen; es ist dann möglich, dass mir die Gnade ihrer Liebe zu Theil wird." Und alsbald führte Satan den gefassten Entschluss aus, und baute sich dem Bergschlosse gegenüber in der unmittelbaren Nähe des jetzigen Dörfchens Altenburg am Fusse eines keckgeformten Felsgrates eine bescheidene Hütte. Tage und Woche vergingen, und schon war der Sinn des Teufels ganz zur Frömmigkeit gewandt, als eines Abends in der Dämmerung das Burgfräulein an die Thüre seiner Wohnung pochte, und gar bescheiden um eine Nachtherberge bat. „Ehrwürdiger Vater", sagte die Maid, „ich habe mich auf einem Spazier-

gange verirrt, und bin nun zu ermüdet, um noch den Weg zu meines Vaters Schloss zurücklegen zu können; wollt Ihr nicht so freundlich sein und mich die Nacht bei Euch behalten?“ „O, gewiss, gewiss“, erwiderte der verliebte Teufel, der bei dem Anblick des Fräuleins alle guten Vorsätze und seine Busse vergass, „gewiss mein holdes Fräulein, tretet ohne Scheu herein und betrachtet mein kleines Besitzthum als Euer eigenes.“ Die Maid nahm keinen Anstand der Einladung Folge zu leisten, aber kaum hatte sie die Zelle betreten, als sie ohnmächtig vor Erschöpfung zusammenbrach, und Satan sich genöthigt sah seinen lieben Gast zur Lagerstätte hinzutragen. Ausser sich vor leidenschaftlicher Erregung konnte es der Höllenfürst nicht unterlassen, die jugendliche Schöne an sein Herz zu pressen und glühende Küsse auf ihre Lippen zu drücken. Wie von einem elektrischen Strome berührt, erwachte unter solchen Liebkosungen die Maid aus ihrer Betäubung und erwiederte ihrerseits dieselben auf das Zärtlichste. Wonnetrunken überliess der Teufel sich diesem nie empfundenen Genusse, dabei in seinem Innern schwörend, unter solchen Umständen für immer dem höllischen Reiche zu entsagen. Kaum aber hatten die Gedanken diesen Schwur ausgesprochen, als er statt des blühenden Fräuleins ein altes hässliches Weib in seinen Armen hielt, das er alsbald als seine eigene Grossmutter erkannte, die dem verblüfften Enkel grinzend erklärte, dass sie nur in solcher Gestalt gekommen sei um ihn, den Bethörten von seinem Liebeswahnsinn zu befreien und der Hölle zu erhalten. Wie der Satan diese Worte vernahm, übermannte ihn eine masslose Wuth und mit einem fürchterlichen Fluche ergriff er die verrätherische Grossmutter und schleuderte sie mit solcher Wucht gegen

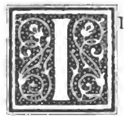
die Felswand, an welcher das Häuschen anlehnte, dass sie durch diese hindurch ihren Weg zum Reiche der Teufel nahm. Er selbst aber schwur mit feierlichstem Eide, sich nie mehr in die Larve eines Weibsbildes zu vergaffen und fuhr dann, einen wahrhaft pestialischen Gestank zurücklassend hinab in das Land, wo Heulen und Zähneknirschen ist. — Noch heute ist an dem Felsgrate oberhalb Altenburg ein grosses und tiefes Loch zu schauen, und wollt Ihr nach dem Namen fragen, der Teufel schuf's, wird man Euch sagen.



II.

Das Moselthal.

Der Bernkasteler Doctor.



In einem heitern, mit Naturschönheiten reich ausgestatteten Thale fliesst die liebliche Mosella der Römer, unsere Mosel dahin, sich bei Coblenz, der alten Confluentia, mit dem Rheine vereinend. Ueberall, wohin das Auge blickt, zeigt sich reiche Mannichfaltigkeit und Abwechslung, und obschon die einzelnen Scenerien für sich abgeschlossen erscheinen, so bilden sie dennoch ein schön abgerundetes Ganze. Wilde Felsklippen, steil emporragend, scheinen Säulen des Himmels zu sein, und mühsam mussten die silberhellen Fluthen der Mosel ihnen den Durchgang abringen. Schöne, mit prächtigen Wäldern geschmückte Bergkuppen schliessen sich an Hügel, die, sanft ansteigend, sich in offene Flächen verlieren; jedes zugängliche Plätzchen, oft in schwindelnder Höhe, und nur wenige

Fuss breit, ist sorgfältig mit Reben bepflanzt, mit Reben, aus denen köstlicher Wein bereitet wird, der der Gesundheit überaus zuträglich ist und eine muntere, fröhliche Stimmung hervorbringt. Kurz vor ihrem Eintritt in den Rhein, bei der prächtig gelegenen mit grossartigen Festungswerken umgebenden Stadt Coblenz, führt eine steinerne Brücke über den Fluss, welche kühnlich als das schönste Denkmal des trierischen Erzbischofs Balduin von Lützelburg bezeichnet werden kann. Ungeheure Kosten hat dieses Bauwerk von dem reichen Erzbischofen gefordert, so gering auf den ersten Blick auch der Tagelohn von drei bis sechs Pfennighellern erscheinen mag. Aber der Preis der Lebensmittel stand zu jener Zeit sehr niedrig. Eine Gans kostete z. B. sechsundeinenhalben, ein Herbsthuhn dreiundeinenhalben, und eine Maass guten Weins einundeinenhalben Pfennig, und war so die Bezahlung im Verhältniss mit den Lebensmitteln. Oft reichte Balduins Kasse zur Zahlung der Unkosten nicht aus, und er nahm deshalb, mit Rücksicht auf den guten Zweck des Brückenbaues wiederholt zu päbstlichen Iudulgenzbriefen seine Zuflucht, wobei er in der Hoffnung auf den frommen und mildthätigen Sinn seiner Trierer nicht getäuscht wurde. Endlich war das schwierige Werk vollendet und im Jahre 1346 zog der neue Kaiser Carl IV. aus dem Hause Böhmen-Lützelburg, von Fürsten, Herzogen und Grafen begleitet, über den stattlichen Bau seines Gross-Oheims. Die Moselbrücke spielte nachmals in der Geschichte der Stadt Coblenz eine grosse Rolle, indem sie bei festlichen Gelegenheiten oft zum Sammelplatze hoher Gäste diente. Zu Neujahr versammelte sich dort nach altem Brauch der Magistrat der Stadt Coblenz und verzehrte das niederländische Käschen oder das Kapaunenpaar,

welches die Deutschherren, nebst dem Kuchen der Klosterfrauen vom Oberwörth, und einem Viertel gesottener, von den Carthäusern gespendeten Eiern als Geschenk sandten. Während des Essens durften sich die Rathsherren und Schöffen mit Schneeballen werfen, dem kurfürstlichen Amtmann aber war die Theilnahme an dieser Wurfparthie untersagt. Auch bei andern Gelegenheiten wurden hier fröhliche Feste gefeiert, und zudem stand die Brücke in dem Rufe, dass man auf derselben spazierend, eine höchst reine Luft geniesse. Aus diesem Grunde pflegten die Bürger täglich, bei halbwegs gutem Wetter, auf der Brücke zu promeniren, und die Geschichte hat uns auch den Namen eines ihrer eifrigsten Besucher aufbewahrt. Es ist dies ein gewisser Schlossermeister Johann Reuter, welcher über hundertzwanzig Jahre alt, im Sommer 1723 zu Coblenz starb. Er stellte gewöhnlich einen Krug vorzüglichen Moselweins, welchen ihm Urenkel nachtrugen, auf eine Seitenmauer, und ging, von Zeit zu Zeit von dem Weine trinkend, mehrere Stunden auf der Brücke auf und nieder. Unter den Rebenerzeugnissen der Mosel denen auch der genannte Schlossermeister zum Theil sein hohes Alter verdankte, nimmt der sogenannte „Bernkasteler Doctor‘ eine hervorragende Stelle ein, und der Volksmund erzählt sich über die Ursache, weshalb dem Bernkasteler Tranke der „Doktortitel“ verliehen wurde, Folgendes:

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts lag der Bischof Boëmund von einem heftigen Fieber ergriffen, schwer erkrankt darnieder, und trotz aller Sorgfalt, welche die berühmtesten Aerzte auf die Behandlung des hohen Patienten verwendeten, siechte dieser mehr und mehr dahin. Obgleich Boëmund als frommer Mann nun auch auf den Tod vorbereitet war und ruhig hätte sterben

können, so verspürte er doch noch wenig Lust zu den Vätern zu gehen, und er liess deshalb in seinem Erzbisthum allgemein bekannt machen, dass demjenigen, der ihn von seinem Fieber befreie, eine gute Belohnung zu Theil werden solle.

Die Kunde von des Erzbischofs Erlass ging durch's ganze Land, und kam auch schliesslich zur Kenntniss eines alten, wetterfesten Ritters, der auf seiner einsamen Burg auf dem Hunsrücken lebte, und die meisten Tagesstunden hinter dem, mit gutem Weine gefüllten Humpen sass, den Herrgott einen guten Mann sein liess, und sich so wenig wie möglich um die arglistige Welt kümmerte. Eben hatte er wieder einen kräftigen Zug aus dem steinernen Gefässe gethan, als ihm sein Burgwart die Nachricht von Boëmund's trostlosem Zustande brachte. „Ei,“ sagte er darauf nach kurzem Bedenken auf den vor ihm stehenden Humpen deutend, „solltest Du mein treuer Gefährte in Freud und Leid, Du kräftiger Spross unserer heimischen Berge, dem armen Erzbischof denn keine Hülfe bringen können? Hast doch mir so oft Rettung verliehen in mancherlei Krankheitsfällen, stärktest meine alten Knochen und gabst mir Gesundheit und heiteren Sinn, warum sollst Du bei unser'm Boëmund nicht ähnlich zu wirken vermögen?“

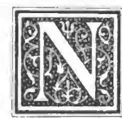
Mit diesen Worten stieg der alte, aber kernfeste Haudegen in sein unterirdisches Geheimcabinet, welches die köstliche Arznei in sich barg und füllte flugs ein kleines Fässchen mit edlem Rebensaft. Dann begab er sich persönlich zum Erzbischof, wo man ihn, als er den Zweck seines Besuches genannt, sofort in das Krankenzimmer eintreten liess. Dem hohen Patienten aber ward es doch ein wenig ängstlich zu Muthe, als er erfuhr, dass in dem Fässchen seine Arznei sei.

Hatte er doch schon so manche Flasche des entsetzlichen Arzneigetränkes hinunterschlucken müssen, ohne dass ihm Hülfe geworden wäre. Als aber der alte Ritter das mitgebrachte Fässchen auf den Tisch legte und dasselbe mit einem Weinkrahnen anbohrte, nahm das traurige Antlitz des Prälaten eine heitere Miene an, und freundlich lächelnd nahm er den mit goldenem Nass gefüllten Becher, den ihm der Alte überreichte, und leerte ihn ungesäumt bis zum Grunde. Und siehe! Das Fieber war gehoben und bald erfreute sich der Kranke einer vollständigen Genesung.

Noch manches Hümpchen des edlen Rebensaftes haben dann in der Folge die beiden Herren vergnüglich beisammen sitzend, geleert, und dem Bernkasteler Tranke als Anerkennung für seine guten Dienste den Doktortitel verliehen. Seitdem ist unter dem Namen „Bernkasteler Doctor“ ein vorzüglicher Wein allgemein bekannt und auch in den weitesten Kreisen beliebt.



Die Neefer Kapelle.



Nahe bei dem Orte Bremm, erhebt sich am rechten Gestade des Flusses das anmuthige Neef, wo schon zur Zeit der Carolinger das Stift des heil. Arnulf zu Metz ein Allodialgut besass, das späterhin Abt Bertram an die Abtei Laach verkaufte. Nicht weit von dieser freundlichen Wohnstätte steigt eine Felsengruppe empor, von welcher herab eine kleine Kapelle in das reichgesegnete Thal schaut. Wie es in früherer Zeit die Volkssitte erheischte, wurden die Todten um das Gotteshaus herum der letzten Ruhestätte übergeben, und auch in

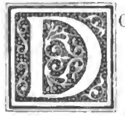
Neef wich man nicht von diesem alten Brauche ab. Allein gar mühsam war es auf dem steilen, holperigen Wege die Bahre mit den Todten zum Begräbnissplatze zu bringen, und die Gemeinde beschloss deshalb die alte baufällig gewordene Kirche im Thale in Stand zu setzen, um dort die Todten beerdigen zu können. Man begann mit der Arbeit; doch Alles, was bei Tage geschaffen wurde, ward während der Nacht wieder zerstört, und alles Material fand man hoch oben auf der Felskuppe. Die Dorfbewohner sahen dies eine Zeitlang voll Erstaunen an, dann aber kamen sie dahin überein, zur Ergründung dieses merkwürdigen Ereignisses, Wachen auszustellen, und den Bauplatz beobachten zu lassen. Gesagt, gethan! In der folgenden Nacht bezogen die durch das Loos bestimmten Bürger ihren Wachtposten und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Als die Mitternachtsstunde heranrückte, gewahrten die Männer plötzlich am Firmamente helle Lichtkörper, die vor ihnen niederfielen, und als sie genauer zuschauten, waren sie von einer Menge Geistergestalten umgeben, die sich des Baumaterials bemächtigten, und dieses, umstrahlt von lichtem Himmelsglanze hinauf zur Höhe des Felsen trugen. Bei solchem Anblick erkannten die Wächter, dass es Gottes Wille sei, auf dem Berge die neue Kirche zu erbauen, und daselbst, wie sie's bisher zu thun pflegten, ihre Todten zu bestatten. Als die nächtliche Erscheinung ruchbar wurde, nahm die Neefer Gemeinde keinen Anstand dem Fingerzeig des Höchsten Folge zu leisten, und alsbald erstand an dem bezeichneten Orte die neue Kapelle, und um sie herum blieb wie vordem der Gottesacker.



III.

Das Lahnthal.

Der letzte Tempelherr auf Lahneck.



ort wo Lahn und Rhein ihre Fluthen vereinen, erhebt sich seitwärts Oberlahnstein, gleich einem gewaltigen Wächter am Eingange des Lahnthales auf steilem Bergesgipfel die schöne Burg Lahneck. Bei ihrem Anblick entrollt sich vor dem geistigen Auge des Beschauers eine fast 800jährige Geschichte, denn nach der Sage, soll dieses 1689 zerstörte und 1860 wieder ausgebaute Schloss 1118 zum Schutze der Pilger, die das Land durchzogen, sowie zur Vertheidigung der christlichen Religion und zur Behauptung des heiligen Grabes gegen die Mohamedaner erbaut worden sein, und dem mächtigen und berühmten Orden der Tempelherren zugehört haben. Wie aber Alles, was erhaben und gross ist, seine Feinde in dieser Welt hat, so war auch der genannte Orden, welcher Ruhm und Reichthum sein eigen nannte, ein Gegenstand des Neides und der Anfeindung. Die hohe, wie die niedere Geistlichkeit und auch manche Fürsten sahen höchst ungern die wachsende Macht des Templerordens. Man warf ihm Herrschsucht, Ueppigkeit, Uebermuth und Freigeisterei vor, und ging sogar soweit, ihn zu beschuldigen, dass er die Sache der Kreuzfahrer um seines eigenen Vortheils willen vernachlässigt habe. So spitzte sich die Agitation gegen den Templerorden immer mehr zu, und Philipp der Schöne, König von Frankreich, ward der ärgste und mächtigste Feind desselben. Er beschloss den Untergang des Ordens, und verstand es im Verein mit Pabst

Clemens V. im Jahre 1306 den Grossmeister Molay nebst 60 Rittern unter dem Vorwande nach Frankreich zu berufen, hier mit ihnen und den Johannitern über einen Kreuzzug zu berathen. Freundlich empfing der arglistige König die Templer, allein am 13. October 1307 liess er plötzlich die trügerische Maske fallen. Der Grossmeister und sämmtliche, auf ihren Comthureien in Frankreich zerstreut lebende Mitglieder des Ordens wurden verhaftet und eingekerkert. Es folgte nun unter dem Vorsitze des Erzbischofen Wilhelm von Sens ein Prozess, in welchem die Templer wegen Ketzerei, der Schwarz- und Teufelskünste, empörender Ausschweifungen und Laster verurtheilt und zum grössten Theile mit dem Tode bestraft wurden, während später ein Edikt des Pabstes den Orden in allen Ländern der Christenheit aufhob. So lagen die Dinge zur Zeit, als unsere Geschichte uns auf Lahneck führt. Dem Beispiele Frankreichs folgend, wollte auch der Erzbischof von Mainz, Peter von Aichspalt, die Brüder des Templerordens nicht mehr in seinem Lande dulden, und drohte ihnen, wenn sie dasselbe nicht sofort räumen würden, mit Waffengewalt. Die Templer waren jedoch nicht die Leute, die sich durch dergleichen erschrecken liessen, wenn auch manche die Sache des Bundes für eine verlorene hielten, und aus verschiedenen Gründen ihrem Gelübde entsagten, so war dies keineswegs Feigheit, und wäre es nach ihrem eigenen Willen gegangen, so hätten sie sich jenen gewiss angeschlossen, die sich auf Burg Lahneck zurückzogen. Diese, zwölf an der Zahl, schwuren das Schloss bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Wüthend ob diesen Entschlusses sandte der Erzbischof alsbald einen starken Herreshaufen nach der Veste ab, um dieselbe um jeden Preis einzunehmen.

Die Kriegeshorden erschienen vor dem Schloss, umzingelten dasselbe und boten dann für die Uebergabe Lahneck's der Besatzung freien Abzug. Allein diese antwortete ihrer Ehre wohl bewusst: „Wir streiten für unser Recht, und Sieg oder Tod allein die Parole, der wir folgen." Da begann der Sturm, und als dieser zurückgeschlagen wurde, warteten die Belagerer bis zur Nacht. Diese erschien und mit ihr brach ein gewaltiges Unwetter los. Unter Donner und Blitz und strömendem Regen drangen die Belagerer zum Schloss hinan. Wie Löwen fochten die Ritter, allein immer grösser wurde die Zahl der Feinde, und es gelang ihnen bis zum Haupteingang der Burg vorzudringen. Noch schirmten die Templer mit dem Muthe der Verzweiflung diesen wichtigen Punkt, da fiel ihr Anführer, ein greiser Held, der auf Palästina's Schlachtenplan ehedem tapfer gefochten. Die Brüder erbleichten bei diesem Anblick, allein der Sterbende rief mit lauter Stimme: „Brüder! ergebt Euch nicht! Es drohen Verrath und Scheiterhaufen! Denkt an die erhabenen Geister unseres Ordens, deren Muth so gross war, als hell und frei ihre Seele! Denkt aber auch an unsern Herrn und Meister, als das ewige Vorbild aller Braven, deren Geist und Schwert den Kampf des Lichtes mit der Finsterniss besteht!" So klang es an die Ohren der Templer, und als der Held mit seiner letzten Kraft das Schwert in den Feindeshaufen schleuderte, riefen sie wie aus einem Munde: „Die Templer sterben für ihre gute Sache und ergeben sich nicht!" Und fort und fort tobte der Kampf, allein das Häuflein der Vertheidiger wurde immer kleiner, und als das Morgenroth die Höhen beleuchtete, da stand nur noch einer der Tapfern auf dem Joche der Zugbrücke. Düster schaute sein Blick und drohend schwang er

das blutbefleckte Schwert in der Rechten. Ob solchen Anblicks ward der Mainzerische Heerführer gerührt, er trat dem Helden gegenüber und sprach mit tiefer Ehrfurcht: „Haltet ein, Herr! Ihr habet genug gethan, gebt mir Eure Waffen, ein solch' braver Mann soll geschont werden!“ „Was muthet Ihr mir zu,“ entgegnete mit Donnerstimme der Ritter, „glaubt Ihr, ich begehre eines anderen Looses, als desjenigen meiner Brüder?“ Und dann zu neuem Kampf sich rüstend, fuhr er fort: „Wer wagt es die Brücke zu betreten?“ Durch solchen tollkühnen Widerstand auf's Höchste gereizt, wollten die Gegner auf den Tapferen eindringen, allein ein Botschafter des Kaisers gebot den Angreifenden Halt. Dann wandte sich der Gesandte an den Templer ihm erklärend, dass der Kaiser ihm Gnade biete, und ihm Ehre und Gut bewahren wolle. Aber stolz erwiederte der Ritter: „Die Ehre bleibt uns, aber Gnade ist nur bei Gott, nicht bei den Menschen, das erfuhren meine Brüder!“ Und ehe der Gesandte zu antworten vermochte, stürmte der Templer in den Feind, diesen zum Kampfe zwingend, gab er bald darauf seinen Geist inmitten der Erschlagenen auf.



Limburg.



Die lebhafteste und gemüthlichste Stadt, die sich seit alten Zeiten an dem Ufer des Lahn-Flusses ausbreitet, ist unstreitig die würdige Bischofsstadt Limburg. Ihre Bewohner, ein freies Völkchen mit offenem heitern Sinn, verstehen das Leben zu nehmen wie es ist, und nicht wie es sein soll, und zu diesem schönen Charakter

gesellt sich sodann auch eine tiefe Religiösität, die, ein herrliches Erbe der Vätern auch heute noch in den Herzen der Söhne einen hervorragenden Platz einnimmt. Als die Dritte im Bunde der Eigenschaften der Limburger Bevölkerung darf man wohl die Freiheitsliebe derselben bezeichnen, eine Eigenschaft, die von ihren Inhabern stets auf das Glänzendste vertreten wurde. Als Gerlach I. zum Beispiel den Versuch machte, die Rechte der Stadt einzuschränken, erhoben sich die Limburger wie ein Mann und griffen zu den Waffen, um ihre Selbstständigkeit bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. In Folge dieser Erhebung wurde die Stadt im Jahre 1248 belagert; allein bei der guten Verproviantirung vermochte dieselbe entschiedenen Widerstand zu leisten, und schon $2^1/_2$ Jahre lang harrten die Belagerer auf die Uebergabe der Stadt, als endlich den Bürgern der Fruchtvorrath zur Neige ging, und denselben nur noch ein einziges Malter Weizen zur Verfügung stand. Da war nun guter Rath theuer, wie es anzufangen sei, die Belagerung auf gute Art zu beseitigen. Im Rathe der Stadt wurden manche Pläne geschmiedet, bis man zuletzt bei einem höchst originellen Projecte stehen blieb. Man schlachtete nämlich einen Esel, zog diesem das Fell ab, und füllte dasselbe mit dem letzten, noch vorhandenen Weizenvorrath; dann legte man den so „Ausgestopften“ in die Nähe des feindlichen Lagers, und wartete den Erfolg ab. Die Belagerer kamen und schauten den seltsamen Esel an; als sie sich aber von seinem Inhalte überzeugt, gaben sie die Hoffnung, die Limburger, die so verschwenderisch mit den Lebensmitteln umgingen, auszuhungern für immer auf, und es währte nicht lange, so wurde die Belagerung eingestellt, und mit den Bürgern der Stadt eine für diese ehrenvolle Vereinigung abgeschlossen.

Geschichtliches. An der Stelle, wo sich jetzt die Stadt Limburg erhebt, führten die Römer bereits ein Castell auf, auf dessen Trümmern später die Landgrafen des Niederlahngaues eine feste Burg gründeten, welcher sie den Titel die „Limburg“ beilegten. Im 9. Jahrhundert erbaute sodann Graf Gebhard neben dem Schlosse eine dem h. Gebhard geweihte Kirche, wodurch ein grosser Zuzug von Bewohnern der umliegenden Ortschaften erzielt wurde, und bald nahm Limburg eine grosse Ausdehnung an, und ward Hauptsitz des Gaugrafen Konrad Kurzbold. Durch grosse, von Gebhard II. gemachte Schulden wurde das Besitzthum an Trier verpfändet, dessen Eigenthum es auch später wurde. Limburg, auf dem Handelswege zwischen Frankfurt und Cöln gelegen, diente im Mittelalter zur Waaren-Niederlage und erfreute sich eines grossen Wohlstandes. Im Jahre 1631 brach für die Stadt Limburg eine Zeit der schwersten Prüfungen an; die Schweden zogen in dieselbe ein und verwüsteten sie in grauenhafter Weise. Der prachtvolle Dom wurde damals als Pferdestall benutzt und seiner kostbaren Schätze beraubt. Ehedem hiess die Kirche „Georgs-Kirche“; sie wurde im 13. Jahrhundert von neuem aufgebaut. Unter den Erzbischöfen Balduin und Kuno von Falkenstein fiel Limburg nebst anderen Distrikten an der Lahn an das Erzstift Trier, welche sämmtlich 1802 an das nassauische Haus kamen. Nach dem Kriege 1866 fiel das Herzogthum Nassau bekanntlich an Preussen.



IV.

Das Nahethal.

Creuznach.



An einem der schönsten Punkte des Rheinlandes, bei der Stadt Bingen, öffnet sich das romantische Thal, durch welches die liebliche Nahe, bei Homerich im Oldenburgischen entspringend, in einem zwanzigstündigen

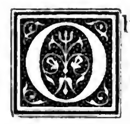
Laufe ihrem Endziele entgegenrauscht. An ihren prächtigen Ufern hatten schon die weltbeherrschenden Römer Colonien gegründet und nach ihnen waren es in späteren Zeiten die Rauh- und Wildgrafen, die dieses Flussthal, wie so manche andere Gegend des Rheinlandes, zum Tummelplatze erkoren. Die am meisten bekannte und besuchteste Stadt in diesem herrlichen Territorium ist, ohne Zweifel, die durch die Heilkraft ihrer Quellen hochberühmt gewordene Stadt Creuznach, die in jedem Jahre eine bedeutende Anzahl Leidender in ihren Mauern sieht. An die Benennung dieser wunderschön gelegenen Stadt knüpft sich folgende Sage.

In alten grauen Zeiten kam einst aus fernen Landen ein frommer Mann in das Gebiet der fränkischen Heiden, und setzte auf einer, nahe bei der jetzigen Stadt gelegenen Insel ein einfaches Holzkreuz auf, damit des „Kreuzes Schimmer ein Licht im Finstern sei.“ Die am Ufer wohnenden Franken schauten das ihnen unbekannte Zeichen, und konnten sich nicht genug wundern, dass, wenn der Fluss zum gewaltigen Strome anschwoll und mit seinem grausenhaften Tosen Berg und Thal erzittern machte, der Ort, wo das Kreuz stand von dem wildtobenden Wasser, wie auch von dem heftigsten Sturme verschont blieb. Die Heiden bestürmten desshalb den frommen Fremdling, ihnen zu sagen, wie dieses möglich sei, und ein Fischer, der oft das nie wankende Kreuz mit Staunen betrachtet hatte, bat den Einsiedler, ihn doch ein Haus bauen zu lehren, das gleich dem Kreuze jedem Wettersturm und Fluthendrang widerstehe. Der Fremde willfahrte der Bitte des Fischers und bald erhob sich auf festem Felsenboden ein aus Steinen erbautes Haus, an dessen Wänden vergebens die Stürme rüttelten, und die ohnmächtig die steigenden Fluthen umtobten.

Auf die Kunde, dass der Fremde ein solches Haus erbaut, zogen grosse Schaaren zu ihm, um seine Kunst zu erlernen, und der Einsiedler willfahrte auch ihnen, und — belehrt durch's Kreuz, bekehrt zum Kreuz ward Jung und Alt. An der Stelle, wo vor Kurzem noch eine einsame Hütte gestanden, wurde jetzt eine prächtige Stadt erbaut, und von dem nahen Kreuze, das noch immer von der Insel herüberschaute, „Kreuznach" genannt.



Der Rheingrafenstein bei Münster a. St.



berhalb Kreuznach, etwa 40 Minuten Weges liegt der kleine Ort Münster am Stein mit bedeutender Saline, in romantischer Lage, umgeben von prachtvollen Waldungen, welche sich längst dem Naheflusse hinziehen. Linker Seite erhebt sich der majestätische „Rothenfels" und ihm fast gegenüber, jenseits des Naheflusses, springt in dem üppigen Waldgrün ein Felsencoloss, der „Rheingrafenstein" und die „Gans" hervor. Auf diesem Höhenzug, welcher vor Münster am Stein beginnt, ist die höchste Spitze die „Gans", welche eine herrliche Aussicht in die Nähe und Ferne bietet. Hoch oben auf der Kuppe stehen noch die Felsensäulen des „Rheingrafenstein", eines mächtigen Schlosses, das einst hinab in die blühende Landschaft schaute. In der prächtigen Burg herrschten die Rheingrafen, und eines schönen Tages, als viele Grafen und Herren im grossen Rittersaale bei fröhlichem Zechgelage um einen wackeren Spross dieses Geschlechtes versammelt waren, wandelte

den Schlossherrn eine Laune an, die ihm nachher ein ganzes Dorf mit allem Zubehör kosten sollte. Von dem Weine in eine gehobene Stimmung gebracht, zeigte der Hausherr seinen Gästen einen riesigen Stiefel und rief fröhlich lachend: „Seht her, Ihr Herren, diesen Stiefel hat jüngst ein Kurier bei mir zurückgelassen; ich habe nun beschlossen, ihn bis zum Rande mit edlem Rebensaft zu füllen, und dem das Dorf Hüffelsheim als Eigenthum zuzusprechen, der diesen kleinen Humpen in einem Zuge leert!“ Mit diesen Worten goss der Rheingraf den Stiefel voll bis zum Rande, und hub dann wiederum an: „Wohlan Ihr Herren, jetzt frisch gewagt, Ihr kennt ja den Preis!“ Doch Niemand in der Runde wollte sich dazu verstehen, die Probe zu unternehmen, obgleich einem Jeden das schöne Dorf Hüffelsheim sehr verlockend erschien. Als alle nach einander mit vielsagendem Blick ansahen, rief plötzlich Boos von Waldeck: „Mir her das Schlückchen!“ Und als man ihm den Stiefel gereicht, rief er: „Zum Wohl Ihr Herren“, und leerte den niedlichen Becher bis zum Grunde; dann warf er sich in seinen Sessel zurück und sprach mit behaglichem Schmunzeln: „Herr Rheingraf, liess der Kurier nicht auch seinen andern Stiefel zurück? Ich möchte in einer zweiten Wette auch gern das Dorf Norheim noch verdienen!“

Ein schallendes Gelächter folgte diesem Ausspruch, und alle Ritter und Herren priesen den Boos, und schätzten ihn glücklich und bodenlos. Doch der Rheingraf musste sein Wort halten, und dem wackeren Zecher gehörte fortan das Dorf Hüffelsheim mit Mann und Maus als Eigenthum.

Geschichtliches. Das Schloss Rheingrafenstein wurde im 11. Jahrhundert erbaut, und nachdem der Rheingraf Siegfried

im Jahre 1278 aus dem nahen Rheingau vertrieben worden, nahm er dort seinen Wohnsitz und nannte das Schloss Rheingrafenstein. Dieses war ein Wunderwerk der Baukunst und schmerzlich berührt der Gedanke, dass auch dieses herrliche Monument im Jahre 1689 der Zerstörungswuth der gebildeten Franzosen zum Opfer fallen musste. Anfangs der 1850er Jahre wurde der Rheingrafenstein durch einen Nachkommen seiner ehemaligen Besitzer, den Fürsten zu Salm-Salm, Rheingrafen zu Stein angekauft, und seitdem befindet sich auf dem Plateau eine ansehnliche Oeconomie.



Schloss Dhaun.



Zu den grossartigsten Burgen aus jener entschwundenen Epoche des stolzen Ritterwesens gehörte auch das Schloss Dhaun, dessen colossale Thürme heute noch nahe bei Kirn hoch emporragen, und weit in die Lande die Kunde tragen, von jenem Geschlechte, das einst hier seinen mächtigen Sitz hatte. Auf diesem Schlosse hauste vor Zeiten ein Graf, der einen blühenden Knaben sein eigen nannte, und an dessen Schönheit ausser den Burgbewohnern auch ein Affe grosses Wohlgefallen hatte. Einst, als die Wärterin des Kindes eingeschlafen war, so erzählt die Sage, schlich sich der Affe herbei, und entführte das ihm liebgewordene Knäblein in den nahen Wald. Es währte aber nicht lange, so wurde das Verschwinden des allgemeinen Lieblings bemerkt, und sofort trafen der Graf und seine männlichen Hausinsassen Anstalten nach dem Verlorenen zu suchen. Tagelang durchforschte der besorgte Vater an der Spitze seiner treuen Genossen vergebens die umliegenden Berge und Wälder, und schon wollte er, wilde Verzweiflung im Herzen, zu

seiner Burg zurückkehren, als ein alter Diener in schönem, geschütztem Dickicht auf weiches Moos gebettet, den Knaben in der zärtlichen Obhut eines Affen entdeckte. Spornstreichs eilte der Alte darob zu seinem nicht weit entfernten Herrn, und dieser begab sich nach der erhaltenen Kunde sofort an die bezeichnete Stelle. Hier ruhte sein Söhnchen noch in köstlichem Schlummer, und ihm zur Seite lagen Aepfel und Nüsse in reichlicher Fülle, die der Affe zur Ernährung des Kindes vorsorglich zusammengetragen hatte. Der glückliche Vater hob den wiedergefundenen Liebling auf seinen Arm, herzte und küsste ihn, und trug ihn dann unter dem Jubel seiner Untergebenen zurück in's Schloss, während traurig und niedergeschlagen der zärtliche Räuber der Menge folgte. Auf dem Schlosse wurde ein fröhliches Fest gefeiert, und sodann liess der Graf zur Erinnerung an dieses Ereigniss das Bild des Knaben und den Affen in Stein hauen und an dem Thorbogen seiner Burg anbringen. Noch heute steht dieser Stein an der alten Stelle, und auf ihm erblickt man einen Knaben vor dem ein Affe sitzt und ihm einen Apfel darbietet.

Geschichtliches. Das Schloss Dhaun gehörte im Verein mit dem Stammschloss Schmidtburg ursprünglich den Wildgrafen; später als dieses Geschlecht durch Heirath in das der Rheingrafen überging, wurde Dhaun rheingräfliches Besitzthum. In der französischen Revolution wurde der stolze Bau eingenommen, und von den „Söhnen der grossen Nation“ auf Abbruch verkauft, wodurch ein herrliches Denkmal vergangener Tage, das durch seine wunderschöne Lage, wie durch seine prächtige Ausstattung Staunen erregte, für immer vernichtet wurde. Dhaun wurde später für 50 Gulden von einem Lehrer erworben, dann aber gegen eine Leibrente wieder zurückgekauft.

Ausser dem Schlosse Dhaun sind noch zwei Trümmer von den den Wild- und Rauhgrafen gehörigen Stammsitzen übrig. Es sind dies die Kirburg und die Schmidtburg, auf welchen lange





gest. v. Winkles.

OBERSTEIN AN DER NAHE.

die Grafen, die ihren Namen von den wilden und rauhen Gebieten, die sie beherrschten, erhielten, ihren Sitz hatten. Die Abstammung dieser Geschlechter ist nicht festgestellt, sie selbst betrachteten sich als Nachkommen des alten Grafen vom Nahegau. Die Dhaun'sche Linie erlosch mit dem Wildgrafen Johann, der 1259 ohne Erben zu hinterlassen, starb, und die Kirburg'sche Linie verlor ihren Mannesstamm 1405 durch den Tod des Wildgrafen Otto. Es kamen nunmehr die betreffenden Besitzungen durch die Heirath des Rheingrafen Johann III. mit der Wildgräfin Adelheid an die Rheingrafen, welche sich auch Wappen und Titel des ehemaligen Geschlechtes beilegten, und fortan Wild- und Rheingrafen nannten. Der letzte Zweig der Wild- und Rheingrafen erlosch 1750.



Oberstein.



Von hohen Bergen rings umgeben, und selbst an ihre Wände angedrückt, schaut der Nahethalwanderer in ebenso schöner, wie merkwürdiger Lage den Ort Oberstein, dessen Name nicht allein durch die in Nähe betriebene Achatschleiferei, sondern auch durch die dortige Felsenkirche Berühmtheit erlangt hat. Ueber die Entstehung dieses sonderbaren Gotteshauses, das über 50 Meter hoch in eine Felsenwand eingehauen und noch weitere 100 Meter von der Letzteren überragt wird, und wohin ein Treppengang nach einer sprudelnden Quelle führt, erzählt die Sage folgendes.

Zwischen zwei Brüdern, die früher das schöne Band der Liebe umschlang, hatte der Dämon Eifersucht seine Fackel geworfen, und wie sie ehedem sich liebten, so verfolgten sie sich jetzt mit einem glühenden Hasse. Einst nach langer Trennung nun trafen sie um Mitternacht auf der Höhe der Felsenwand, die

jetzt die Kirche birgt, zusammen, und in sinnloser Wuth stürzte der Stärkere auf den Schwächeren zu, erfasste ihn an Arm und Beinen und schleuderte ihn dann mit furchtbarer Gewalt hinab in die Tiefe, wo der Körper des Unglücklichen an den starren Felsmassen zerschellte. Kaum war die grause That vollbracht, so zog die Reue in des Brudermörders Brust und es trieb ihn, die Stätte, wo seine Eifersucht ein so blutiges Opfer gefordert hatte, für immer zu fliehen. Noch in derselben Nacht wanderte er hinaus in die weite Welt, von Land zu Land zog er mit wankendem Schritt, aber weder in dem glühenden Sand der Wüste, noch an des Meeres herrlichem Gestade vermochte er das blutige Bild seines gemordeten Bruders zu verdrängen; furchtbar wühlte die Reue in seinem Innern und was er lange nicht mehr gethan, jetzt ward es ihm wieder möglich, er betete zu Gott um Gnade und Erbarmung. Und siehe noch an demselben Tage gelangte er zu der Hütte eines frommen Eremiten; diesem beichtete er seine ganze Schuld und als er geendet, tröstete ihn der Einsiedler und sprach zu ihm: „Ziehe ungesäumt zurück nach Hause und thue dort ohne Furcht und Bangen, was Dir im Traum der Geist befehlen wird.“ Und müde von dem irren Wandern, kehrte der Reuige zurück in seine Heimath. Als er hier angelangt und in seine einsame Kammer getreten war, befiel ihn alsbald ein tiefer Schlaf, aus welchem er erst mit dem anbrechenden Morgen erwachte. Kaum aber vergoldeten die Strahlen der aufgehenden Sonne die Kuppen der heimathlichen Berge, so eilte der vom Schlummer Erquickte mit Meissel und Hammer hinaus und klomm alsbald die jähe Felsenwand, die sich zu Oberstein erhebt, hinan, und wo kaum ein Anderer festen Fuss fassen konnte, dort

begann er in die Steine einzubohren. Als er so pochte Tag um Tag, erschien sein trüber Blick plötzlich erheitert, denn eine helle Quelle entsprang dem festen Gestein, und an ihrem klaren Wasser labte der rastlose Arbeiter seinen brennenden Durst. Ein Gefühl seligen Friedens zog jetzt in seine Brust und mit neuer Kraft arbeitete er fort und fort an seinem Riesenwerke. Endlich war dasselbe vollendet und in der Höhlung, die er geschaffen, erglänzte das Heil verkündende Bildniss des Gekreuzigten. Ehe ein halbes Jahr dann vergangen, prangte oben hoch im Felsgestein ein prächtiges Kirchlein, und als das Volk in Schaaren hinaufzog, um das grosse Wunder zu schauen, da fand man den Schöpfer desselben schlafend vor dem Altar auf dem Boden liegend. Man rief ihn, man schüttelte und rüttelte ihn, allein vergebens, die mit Gott versöhnte Seele war hinübergegangen zum himmlischen Paradiese und Bruder und Bruder hatten sich wiedergefunden.

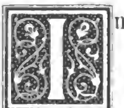
Längst ist das Schloss der einst bethörten Brüder in Staub zerfallen, aber das Kirchlein steht herrlich auf der Höhe, und Viele, Viele eilen hin und sinken auf ihre Kniee nieder, um aus dem dort fliessenden Quell zu trinken.

Der Quell war Gottes Gnade,
Der Fels war Gottes Zorn;
Ihn trieb auf steilem Pfade
Hinan der Reue Sporn;
Da quoll zum Sühnungsbade
Hervor der Liebe Born,
Und stillte seine Triebe —
Denn Gottes Zorn ist Liebe!

V.

Das Neckarthal.

Der Ritter von Hirschhorn.



m felsenreichen und mit prächtigen Waldungen geschmückten Neckarthale liegt in romantischer Lage das zum Grossherzogthum Hessen gehörende Städtchen Hirschhorn, welches auf der Höhe in malerischer Umgebung eine zerfallene Burg birgt. Dieselbe war 1232 von dem angesehenen Geschlecht Hirschhorn bewohnt. 1439 ertheilte Herzog Otto von Mosbach dieser Familie das Truchsessenamt. Diese hohe Würde liess den Stolz des Friedrich von Hirschhorn sehr bedeutend steigen. Als nun der im nahen Dorfe Handschuhsheim wohnende Edelknecht Johann von Handschuhsheim für ritterliche Thaten vom Churfürsten zum Ritter geschlagen wurde, entbrannte der Zorn des stolzen Friedrich von Hirschhorn auf's Höchste. Er sandte dem Johann von Handschuhsheim einen Fehdebrief und forderte ihn zum Kampfe. Der tapfere Ritter nahm denselben sofort an und hinter dem Heidelberger Schloss begegneten sich die Beiden. Der Zweikampf begann. Unentschieden war der Sieg, als im erneuten Gang ein Nackstoss die Brust des edlen Johann von Handschuhsheim traf und derselbe bald darauf seiner Wunde erlag. Johann's verwittwete Mutter trauerte auf's tiefste über den herben Verlust ihres Sohnes; es war der letzte Zweig ihres Namens. In ihrem Schmerze rief sie einst aus: „ich flehe vor Gottes Thron um Rache wider den, der den einzigen Sprössling meiner Hoffnung erschlagen hat. Wie Rosenblätter

von ihrem Strauche fallen, so mögen auch seine Kinder fallen und er, der Bösewicht, möge sie alle überleben.“ Und so geschah es. Friedrich von Hirschhorn, welcher zwei Mal vermählt war, verlor alle seine Kinder nach einander. Von Reue und Gram gebeugt, folgte derselbe im September 1632 seinem letzten Sprössling, der zwei Monate vorher auf der Jagd fiel, in den Tod nach.

Geschichtliches. Unter den Seitenthälern des Rheines, die sich durch Naturschönheiten und historischen Erinnerungen auszeichnen, behauptet auch das „Neckarthal“ seinen Rang. Nicht trägt es den Charakter des lieblichen, idylischen Bildes des stillen Siegthales, nicht die wildromantische Scenierung des (obern) Ahrthales, wie diese, zur Schau. Es bildet mehr eine Vereinigung von prächtigen Waldungen, die hier und da erhaltene Burgen und Schlösser bergen, von moderneren Anlagen umgeben, mit freundlich gelegenen Ortschaften, in welchen die Industrie sich angesiedelt hat. Den Anfangspunkt des Neckarthales bildet eigentlich das alte, berühmte H e i d e l b e r g, welches als der schönste Punkt des deutschen Vaterlandes gepriesen wird und dem die französische Zerstörungswuth unter der Regierung des Raubkönigs Ludwig XIV. keinen Abbruch gethan hat, es nimmt auch in geschichtlicher Hinsicht eine hervorragende Stelle ein. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach verlegte dorthin seine Residenz und machte es zur Hauptstadt der Rheinpfalz und Jahrhunderte hindurch war es Sitz der Kurfürsten, welcher in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgehoben und nach Mannheim verlegt wurde. Die Universität, gegründet vom Kurfürsten Ruprecht I., (1386) ist die 3. unter den ältesten Hochschulen Deutschlands; die grosse Pflege der Wissenschaft gab ihr im Süden Deutschlands den höchsten Ruf. Durch den 30jährigen Krieg verlor auch Heidelberg, wie so manche andere Stätte der Kunst und Wissenschaft. Dem hervorragenden Fürsten Karl Friedrich gelang es jedoch im Anfange dieses Jahrhundert für die altberühmte Hochschule eine neue Blüthezeit zu schaffen. Im August 1886 wurde das 500jährige Bestehen aufs festlichste begangen. Das grossartig angelegte Schloss, wohl eines der bedeutendsten Deutschlands wurde unter der Regierung des Pfalzgrafen Rudolf I. (1294—1319) gegründet und durch den am Rhein gefürchteten Barbaren-General, Grafen Melac i. J. 1689 zerstört.

Ein Ausbau ward im folgenden Jahrhundert nochmals versucht, der jedoch durch den Blitz vernichtet wurde. Im Jahre 1802 wurde Heidelberg dem Grossherzogthum Baden überwiesen.

Die Mündung des Neckars in den Rhein erfolgt bei Mannheim, eine der neueren Städten des deutschen Reiches. Die Gründung geschah unter dem Pfalzgrafen, Kurfürst Friedrich IV. i. J. 1606, welcher sich in Nähe der Mündung eine prächtige Burg erbaute, die 1689 während des 30jährigen Krieges von den Franzosen zerstört wurde.

Nachdem der Kurfürst Carl Philipp mit den Heidelberger Bürgern in kirchliche Streitigkeiten gerieth, verlegte er seine Residenz 1721 von Heidelberg nach Mannheim. Unter ihm wurde das schöne Schloss erbaut, 1733 folgte diesem Bau derjenige der reich angelegten „Jesuitenkirche". Zu höherem Ansehen gelangte Mannheim unter der Regierung des Nachfolgers Carl Theodor, welcher indess seine Residenz im Jahre 1778 von dort nach München verlegte. Schiller brachte in Mannheim unter seiner Leitung u. A. seiner Stücken auch die „Räuber" zur ersten Aufführung.

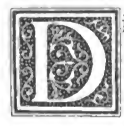
Die Stadt Mannheim hat eine eigenthümliche Bauart; sie ist ganz in Quadraten eingetheilt und so ausgebaut. In neuerer Zeit hat sich dieselbe mehr und mehr gehoben und als ein Handelsplatz ersten Ranges des Oberrheins emporgeschwungen.



VI.

Das Mainthal.

Frankfurt.



Die Entstehung dieser alten, einst freien und reichsunmittelbaren Kaiserstadt, sowie auch deren Namen, erzählt uns die Sage folgendermassen.

Kaiser Karl d. Gr. hatte in dem Kampfe gegen die Sachsen Unglück gehabt, die Edelsten und Besten seiner Krieger waren vom Feinde erschlagen worden und er selbst konnte sich nur durch die Flucht vor schmachvoller Gefangenschaft retten. Auf dieser Flucht war Karl an der Stätte, wo sich jetzt das reiche und mächtige Frankfurt erhebt, angelangt, allein die Gefahr verdoppelte sich von Stunde zu Stunde; der mit starkem Nebel bedeckte Mainfluss war nicht zu passiren und näher und näher rückten die Schaaren des verfolgenden Feindes. In dieser höchsten Noth kniete der Kaiser nieder und flehte aus tiefstem Herzensgrunde zu Gott um Rettung. Und siehe da! Kaum hatte er das Gebet beendet, so theilte sich der Nebel und eine Hirschkuh durchschnitt gefolgt von ihren Jungen den Fluss. Hierdurch war eine breite Furth entdeckt, die dem Kaiser und seinem Heere den Marsch zum jenseitigen Ufer gestattete. Glücklich waren Alle so gerettet, als die wilden Sachsen am Flusse erschienen: aber der Nebel hatte sich inzwischen dichter denn je auf die Fluthen des Letzteren gelagert und die Feinde vermochten nicht mehr die Furth zu erkennen. Kaiser Karl aber dankte dem Herrn des Himmels und der Erde für seine und seiner Krieger Rettung und als er später siegreich aus dem Sachsenkriege zurückkehrte, erbaute er an der Stelle, wo der Uebergang stattgefunden, eine Stadt, die er zum Andenken an die rettende Furth der „Franken Furth“ nannte. Gar schnell wuchs diese neue Stadt empor, sie war reich an Ehren und Schätzen und die vielen Kaiserbilder im Römersaale, sie künden jetzt noch dem Menschengeschlechte, dass Frankfurt einst eine der hervorragendsten Städte Deutschlands war, und manche Kaiserkrönung in ihren Mauern vollzogen wurde.

Geschichtliches. Frankfurt finden wir bereits im J. 794 erwähnt als Franconofurt (der Franken Furt) der Königshof, auf welchem Karl d. Gr. eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Fürsten abgehalten und von wo aus der grosse Herrscher viele seiner Kriege leitete. Ludwig der Fromme schloss es mit Mauern ein und errichtete einen grossen Pallast, die sog. Kaiserpfalz (822). Es wurde unter Karl IV. zur beständigen Wahlstadt des deutschen Reichs ernannt, wodurch es eine der hervorragendsten Städte des Reiches ward. Seit 1152 sind fast alle deutschen Kaiser in Frankfurt gewählt und auch die meisten daselbst gekrönt worden. Der „Römer“ gehört dessbalb zu den historischen Gebäuden der Stadt. Daselbst fanden die Vorberathungen über die Kaiserwahl statt. Nach erfolgter Krönung wurde das Kaiser-Essen abgehalten, bei welcher Gelegenheit der neu erwählte Kaiser auf dem Balcon dem auf dem Römerberg — der Platz vor dem „Römer“ — versammelten Volke sich zeigte. Einen bedeutenderen Aufschwung und grösseres Ansehen erhielt die Stadt jedoch unter Ludwig dem Baier, welcher ihr grosse Freiheiten und Privilegien gewährte und 1330 die Ostermesse schuf, nachdem Kaiser Friedrich II. bereits i. J. 1240 eine Herbstmesse gegründet hatte. Durch diese Messen nahm Frankfurt in seinem Rufe mehr und mehr zu, so dass es im 16. Jahrhundert die Centralstelle für den Handel Deutschlands im Inneren wie nach Aussen wurde. Sein Ruf und Ansehen blieben ungeschmälert, bis der grosse Umwälzer Napoleon I. auch Frankfurt seine Rechte nahm, ein Grossherzogthum stiftete, dessen Leitung er dem Mainzer Bischof übertrug und Frankfurt als Hauptstadt desselben erwählte (1806). Nachdem durch deutsche Ausdauer und Kraft mit Hilfe von Alliirten der sog. Weltbeherrscher niedergeworfen ward, erhielt Frankfurt (1814) seine Selbstständigkeit zurück und blieb bis 1866 freie Reichsstadt, die ihm in Folge seiner oppositionellen Stellung gegen Preussen entzogen und das ganze Gebiet dem preuss. Staate einverleibt wurde.





